

Basilis Sevdalis

Der Kreuzweg

A photograph of a paved road curving through a forest of bare trees towards a majestic range of mountains with snow-capped peaks under a clear blue sky.

KALENDIS

DER KREUZWEG



Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titel der Originalausgabe: *To Σταυροδρόμι. Αθήνα 2008*

Reihe: MODERNE GRIECHISCHE LITERATUR

Verantwortlich: EMILI KONSTANTOPOULOU

Titel: DER KREUZWEG

Verfasser: BASILIS SEVDALIS

Übersetzer: THOMAS NICOLAOU

Lektor: KLAUS MIDDENDORF

© 2010 KALENDIS Verlag

Athen, Mavromichali 11

Tel.: 210 36.01.551, 210 33.90.028 - Fax: 210 36.23.553

http: www.kalendis.gr, e-mail: info@kalendis.gr

ISBN: 978-960-219-234-4

Basilis Sevdalis

Der Kreuzweg

KALENDIS

ATHEN 2010

*Meinen Freunden,
Aristidis, Eleni und Gerd*

KAROLA

1

Völlig unverhofft kehrte ich in das Haus neben dem Fluß zurück. Ich hatte es Hals über Kopf verlassen, um von all dem Schrecklichen, das geschehen war, Abstand zu gewinnen. Ich hatte gehofft, daß es hier, fernab von Westerland, von der göttlichen Vergessenheit zugedeckt werden würde, um meine lang ersehnte Ruhe wiederzufinden.

Bis zu einem gewissen Punkt hatte ich es auch bereits geschafft. Ich hatte an meinem Geburtsort alte Freunde besucht, vertraute Orte aufgesucht und mich in den ledernen Sesseln der Psychologen herumgedrückt. Sobald ich mich wieder etwas wohler zu fühlen begann, ließ ich mich von der Neugier verführen und packte meinen Reisekoffer, um zahlreichen Kulturtempeln europäischer Hauptstädte meine Referenz zu erweisen und das gepflegte Ambiente luxuriöser Hotels und erlesener Clubs zu genießen. Ich suchte neue Bekanntschaften und konnte sogar schon wieder mit halbem Herzen flirten, wobei ich mich allerdings im Verdacht hatte, mich selbst zum Besten zu halten und vor mir selbst zu fliehen.

Schließlich machte ich einen Abstecher zu unserem Ferien-

haus in Westerland. Mutterseelenallein wanderte ich im eisigen Wind zum Strand, aber ich fühlte mich wohler. Du mußt bestraft werden, dachte ich, du kannst der Gerechtigkeit nicht entgehen, es gibt das Auge, das alles sieht. Und schließlich gibt es dich, die alles weiß. Erstaunlicherweise genoß ich die Selbstkasteiung. Und nach geraumer Zeit war mein Ich endlich vergraben. Doch die Selbstvorwürfe ermüdeten mich allmählich. Auch sie führen zu nichts, dachte ich, und mich ergriff neue Lebenslust.

Eines Tages lief ich barfuß durch den Sand und ging bis zu den Knien ins Wasser. Plötzlich fror ich. Als ich aus dem Wasser rannte, riß mich unvermittelt die Sehnsucht nach der warmen Ägäis und der blauen Bucht von Strymonas fort, und ich wußte, ich mußte unbedingt den malerischen Berg des Orpheus sehen.

So verließ ich den Norden und kam hierher. Die Nordsee ist wie der Menschenschlag kühl und distanziert, die Ägäis dagegen verlockend warm und erotisch. Sie umarmt dich, du tauchst darin unter und gibst dich einem endlosen erotischen Spiel hin.

Die Erinnerungen an meine Liebschaften sind schmerhaft. Aber oft genieße ich auch den Schmerz.

Ich schwamm weit ins Meer hinaus, dorthin, wo ich zum ersten Mal Aristidis traf. Wie weit ich rausgeschwommen war! Ich bezweifle, daß ich vom Land aus zu sehen war.

Ganz in der Nähe kreuzte ein Schnellboot auf. Ich erkannte die Umrisse eines kräftigen Mannes, eines echten Seebären. Nicht übel, dachte ich. Er läßt den Motor rückwärts laufen, kommt fast zum Stehen. Der Mann ergreift mich, hebt mich

ins Boot und fährt an Land, wo er mir in seinem Haus frisches Wasser zu trinken gibt.

Es war jenes schicksalhafte Haus, in dem wir, als später der Sturm ausbrach, alle durcheinander gewirbelt werden sollten. Ich erinnere mich noch an den Augenblick, als wir vom Berg zurückkommend sein Haus betraten. Ich war trunken vor Liebe. Er packte mich, warf mich aufs Sofa und zerriß mich im wahrsten Sinn des Wortes, aber auch im übertragenen Sinn, denn ich war hin und her gerissen zwischen Abscheu und Erregung. Was Gerds Sperma mit Hilfe der Ärzte und der Röhrchen fünf Jahre lang nicht gelang, geschah in jenem Moment: Ich wurde schwanger. Freilich vom falschen Mann.

Ich vergöttere nicht nur dieses Meer, sondern auch diesen ur-alten Berg. Ein weicher Berg. Du kannst ihn in aller Ruhe ohne viel Mühe erklettern, indem du frei vom Lärm der Fahrzeuge unter den breitblättrigen Bäumen wanderst. Nur die Axtschläge der Holzfäller sind gelegentlich zu hören und der endlose Gesang der Vögel. Es ist kein Zufall, daß Orpheus sich entschloß, hier zu wohnen. Immer wieder zog es mich hinauf zum Tal des Orpheus, eine grüne Zunge, die ihren Anfang am glatzköpfigen Gipfel nimmt und bis zum Flußbett des Strymonas reicht. Oft saß ich hier bis in die späte Nacht und lauschte der Flöte des Hirten, der mit seiner Herde von einem Gipfel zum anderen zog. Es war Balsam für meine Seele.

Manchmal legte ich nur den halben Weg zurück und besuchte das Frauenkloster mit dem bewegenden riesigen Eingangs-bild der Mutter Gottes und ihrem Jesuskind.

Mit der Zeit hatte ich einen engen geistigen Kontakt zur Äbtissin entwickelt. Zwar war sie nicht meine Beichtmutter, aber

ich öffnete ihr mein Herz. Auch sie schien unsere Unterhaltung zu genießen, denn zum Abschied forderte sie mich immer auf, bald wiederzukommen.

Ich saß mit der Äbtissin draußen im Gartenhaus vor dem Kloster und schaute zur Ägäis hinaus. Ich berichtete ihr von meinem nutzlosen Herumirren der letzten Zeit und war wütend auf mich, weil ich daraus noch keine Konsequenzen gezogen hatte.

Sie hörte mir stumm zu.

„Warum erlegst du mir keine Pflicht auf, Schwester? Muß ich nicht auch fasten und mich Bußen unterwerfen? Wie soll ich mich sonst läutern?“

„Weißt du“, sagte sie lächelnd, „wenn es allein nach den Gebeten und Kniebeugen ginge, die ich bis heute absolviert habe, müßte ich bereits mit schneeweißem Mantel und weißen Flügeln über dem Kloster schweben.“

Vielleicht flog ihr Geist ja tatsächlich über dem Kloster und sie sagt es mir nicht, schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, daß auch mein Geist flog. Aber ich klebe fest am Irdischen und an meinen Sünden.

Ich berührte leicht ihr Gewand und sagte: „Schwester, meine Sünden sind groß und unsagbar.“

„Groß ist auch Gott, meine Tochter.“

„Und weil er groß ist, weil er liebt und verzeiht, leide ich um so mehr darunter.“

„Hör auf, dir Gewissensbisse zu machen, Karola. Sie sind zwar zur Zähmung des Egoismus gut, aber schließlich sind sie nicht dazu da, uns das Leben zu verkürzen.“

Ihre Worte waren entwaffnend, und ich hätte sie gern um-

armt und geküßt und ihr gesagt, was ich dafür gäbe, wenn ich wie sie fühlen könnte! Aber es ging nicht. Etwas in mir sagte, es dürfe kein Erbarmen geben.

„Mutter, vergiß nicht: Aristidis, Gerd, das Kind. Meine Sünden türmen sich haushoch.“

„Irgendwo übertreibst du!“ hob sie ihre Stimme. „Was Aristidis angeht, Gott möge ihn beschützen, bist du nicht verantwortlich. Ich kenne ihn sehr gut. Und ich liebe ihn. Er ist übrigens ein Wohltäter unseres Klosters. Den Grund seiner Schenkung will ich dir lieber nicht nennen. Er interessierte sich sowieso nicht allzusehr für Religionen und Kirchen. Ab und zu betet er zum Heiligen Nikolaos, wenn sein Schiff fast unter Wasser steht. Aber Karola, Aristidis ist für sich selbst verantwortlich. Ihn quälte, daß er seinen Freund verraten hat, deshalb hat er sich auf und davon gemacht.“

Wie gut mir ihre Worte taten!

„Mein Gott, wenn er bloß nicht so gefühlvoll wäre!“

„Aber was ist schon der Mensch ohne Gefühle?“

Warum wusch sie mich immer rein?

„Aristidis habe ich nicht besonders gut gekannt, aber Gerd. Ihm habe ich den Sinn des Lebens genommen. Mit einem gemeinsamen Kind hätten wir unsere Konflikte überwinden und zu einer Familie zusammenwachsen können.“

Sie legte ihre Hand auf meine Schulter.

„Mein Kind“, sagte sie, „Gott hat uns geschaffen, um ihn und seine Schöpfung zu ehren. Und das tut jeder für sich allein. Dies zu leugnen, hieße, Gott zu leugnen und die Rolle, die er dir zuerkannt hat. Gott wäre ungerecht, wenn er uns als hilflose Einzelwesen geschaffen hätte, die nicht in der Lage wären, in der Schöpfung einen Sinn zu erkennen. Und hast du einen Grund, Karola, Gott als ungerecht zu betrachten?“

„Ich will nicht sagen, daß er ungerecht ist“, erwiderte ich mit einem gewissen Unwillen. „Aber auf der anderen Seite ist der Mensch sicher nicht so vollkommen, daß er immer auf eigenen Füßen stehen kann.“

„Doch genau jetzt, mein Kind, hat Gott dir etwas offenbart. Der Sinn des Lebens ist die Vollkommenheit und nicht die Suche nach einem Lasttier. Denn welche andere Rolle als die eines Lasttieres hätte das Kind in eurer Ehe gespielt? Und ist es nicht ungerecht dem jungen Wesen und Gott gegenüber, das Kind in eurer Schwäche als Krücke zu betrachten und nicht als Einzelwesen, das seiner Vollkommenheit zustrebt? Die einzige Beziehung, die du zu ihm haben kannst, ist die Förderung seiner Vollendung.“

Ich hob die Hände. Ich ergab mich.

„Schwester, dann lassen Sie mich wenigstens für mein Kind leiden“, sagte ich etwas trotzig, weil ich mich trotz anders lautender ärztlicher Gutachten für den Verlust meines Kindes verantwortlich fühlte.

„Wenn du darauf bestehst, will ich es annehmen, Karola. Selbstverständlich können Schuldgefühle ein Leben zerstören. Wenn du leiden willst, dann leide. Aber setz dem Berg deiner Verantwortung einen Berg von Argumenten entgegen, die für dich sprechen. Denn in welcher Welt leben wir eigentlich? Kann man in einer solchen Welt nicht leicht den Verstand verlieren? Alles ist über den Haufen geworfen, und die Worte haben ihren Sinn verloren. Wir taufen das Unheil in Freiheit und die Katastrophe in Gerechtigkeit um und machen das Kalkül zur Tugend. Warum erwartest du dann, inmitten einer Irrenanstalt die einzige Gesunde zu sein?“

Sie hatte mir die Argumente genommen, und ich fühlte mich auf seltsame Weise von meinen Selbstvorwürfen befreit.

Sie erhob sich.

„Ich muß mich beeilen, Karola. In meiner Zelle erwartet mich eine schmerzerfüllte Seele. Komm wieder, so rasch du kannst. Bis dahin möge dich Gott beschützen.“

Wieder hatte es die Äbtissin geschafft, mich freizusprechen. Ich lag auf dem Grunde des Brunnens, umgeben von Schlangen, da warf sie mir ein Seil zu und zog mich hinauf.

Ich nahm mir vor, den Berggipfel zu besteigen und mich auf den großen Stein im Tal des Orpheus zu setzen und an die mir nahestehenden Menschen zu denken, wenn der Hirte auf seiner Flöte spielte. Aber zuerst wollte ich versuchen, die Dinge zu ordnen.

Ich bin ein echtes Kind des Nordens, das vierte Kind eines protestantischen Bischofs. Bei uns in Deutschland dürfen die Bischöfe heiraten. Zum Glück, denn mein Vater quoll über vor Lebenskraft, unmöglich, ihn sich Rosenkranz betend vorzustellen. Auf der anderen Seite war er ein Liebhaber von Büchern. Seine Bibliothek war beneidenswert. In jedem Regal fand er ein Buch, aus dem er uns die wundervollsten Geschichten vorlas. Als ich älter war und ein klassisches Gymnasium besuchte, begann ich die Texte von selbst zu begreifen. Alle freuten sich darüber. Ich war die letzte Hoffnung, daß aus unserer Familie ein Theologe der vierten Generation hervorging. Meine Brüder hatten es vorgezogen, Physiker und Mathematiker zu werden. Ich habe sie freilich ein wenig enttäuscht, denn schließlich habe ich klassische Philologie studiert.

Wir waren ein Haus, in dem freie Geister herangezogen wurden. Jeder mußte sein Leben in die eigene Hand nehmen und den Studienzweig seiner Wahl einschlagen.

Am Tag, als ich mein Studium abgeschlossen hatte, fuhr ich direkt nach Westerland. Ich wollte das Leben genießen. Und

Westerland war genau das Richtige, um sich auszutoben und von Liebesabenteuern überraschen zu lassen.

Vom Bahnhof lief ich gleich zum Strand und wanderte stundenlang über die endlosen Dünen. Ich weiß nicht, wie weit ich parallel zum Meer gelaufen war. Es war Juli, und dann vergißt die Sonne hier, unterzugehen. Ich hatte mich sehr weit entfernt, als ich eine kleine Bucht entdeckte, die von Sandhügeln geschützt war. Ich warf meine Kleider ab und sprang ins Wasser. Ich war noch nicht allzuweit hinausgeschwommen, da sah ich, daß aus einem riedgedeckten Haus ein durchtrainierter Mann mit bronzenfarbenem Körper und blauer Turnhose direkt auf mich zu rannte. Ich merkte nicht, daß das Meer stärker war als ich und mich in nördliche Richtung hinauszog.

„Wohin wollen Sie bei diesem Wetter?“ schrie er mir zu. „Sehen Sie nicht die roten Ballons? Der ganze Strand ist voll davon!“

Ich bestaunte die Kraft, mit der diese Arme das Wasser teilten, während er auf mich zu schwamm, wobei mir seine anziehenden grauen Schläfen auffielen, und ich dachte, er ist sympathisch.

„Drehen Sie sich auf den Rücken!“ befahl er. Und dann schlängten sich seine Arme um meine Brust und er schwamm, zugegebenerweise mit Mühe, mit mir im Schlepptau auf das Festland zu. Ich hatte etwas Wasser geschluckt, aber ich fürchtete mich nicht. Und während er mit großer Mühe die Wellen zu besiegen versuchte, genoß ich, daß meine Brustwarzen sich an seinen Oberarmen rieben.

Endlich zog er mich, meine Taille umfassend, aus dem Wasser und brachte mich zu meinen Sachen zurück.

„Das, mein Fräulein, tun Sie nicht ein zweites Mal ...“

Ich torkelte noch ein wenig. Vorsichtig setzte er mich in den

Sand und streckte sich neben mir aus. Ich staunte, daß ich, nackt wie mich meine Mutter geboren hatte, unbekümmert neben diesem fremden Mann saß und keinerlei Scham empfand.

Und anstatt daß er meinen Körper wie bisher noch jeder Mann staunend bewunderte, behandelte er mich mit der natürlichsten Selbstverständlichkeit der Welt.

„Ich danke für die Rettung“, sagte ich, nachdem ich ein wenig zu Atem gekommen war.

„Sie haben Glück, daß ich als junger Mann der Polonationalmannschaft angehört habe. Sonst hätten wir Sie erst nach Tagen irgendwo gefunden. Und natürlich nicht so schön.“

Er versuchte mir zuzulächeln.

„Etwas Wasser bitte“, flüsterte ich und spürte zum ersten Mal, daß ich reichlich Salzwasser geschluckt hatte.

„Ziehen Sie sich an“, sagte er und erhob sich, „wir gehen zu mir nach Hause. Bei mir gibt's noch Kaffee und Apfelkuchen.“

Ich muß gestehen, daß ich nicht nur Gerts Fürsorge, sondern auch seine Gesellschaft außerordentlich genoß und die reifen Männer bewundern lernte. Er las mir jeden Wunsch von den Augen, und erfüllte ihn mir in kürzester Zeit.

Zuerst glaubte ich, einen Traum zu erleben, auch wenn ich mich innerlich nach dem schier endlosen Studium auf eine lange Arbeitslosigkeit einstellte. Wer wollte heute noch Geld für Lehrer ausgeben, die Philologie studiert haben! Ich tröstete mich damit, daß im Haus meines Vaters ein Bett und eine warme Mahlzeit auf mich warteten, so daß ich nicht die staatlichen oder kirchlichen Garküchen aufsuchen mußte. Und jetzt genoß ich mit diesem Mann in den besten Lokalen die feinsten Speisen und tanzte in den teuersten Bars auf der Insel! Und Abend für Abend kehrte ich mit Rosensträußen, die mir Gerd verehrt

hatte, nach Hause zurück, um im Dämmerlicht des Salons noch einen Cognac zu trinken und klassische Musik zu hören.

Oft, wenn ich in seinen Armen lag, dachte ich, dieser Mann besitzt alles: Schönheit, Geist und Reichtum. Warum nur lebt er allein?

Eines Abends konnte ich nicht an mich halten und fragte:
„Warum hast du eigentlich nicht geheiratet?“

„Ich will keine Kinder. Aber ich will auch grundsätzlich nicht heiraten, weil ich es gegenüber meinem Partner für unfair hielte zu heiraten und keine Kinder zu zeugen. Die Frau verwirklicht sich erst mit der Geburt eines Kindes. Das gehört einfach zu ihrer Natur. Ich fände es verantwortungslos von mir zu heiraten, nur um ihre Gesellschaft und Liebe zu genießen und trotzdem ihr die größte Erfüllung zu versagen.“

„Du würdest jedenfalls sehr schöne Kinder zeugen“, witzelte ich.

„Ich glaub, schon.“

„Aber wahrscheinlich hast du auch sehr schöne Eltern gehabt.“

„Meine Mutter war tatsächlich eine sehr schöne Frau, das stimmt. Meinen Vater habe ich allerdings nie kennengelernt.“

„Ist er im Krieg gefallen?“

„Ich weiß es nicht. Auch meine Mutter hat ihn nur für eine Nacht gekannt.“

Vorsicht Minenfeld, sagte ich mir. Wahrscheinlich ist er eins der arischen Hitlerkinder. Sofort wechselte ich das Thema.

„Wir sind vier Geschwister, und ich gebe zu, ich habe meine Familie genossen. Ich glaube, das liegt in der Natur des Menschen. Mein Vater las mir immerzu aus der Bibel vor. *Liebet und vermehret euch und beherrscht die Erde.*“

„Mit dem *Liebet und vermehret euch* bin ich einverstanden.“

Aber nicht mit dem *Beherrscht die Erde*. Besonders wenn das die arische Rasse besorgen soll. Auf jeden Fall lasse ich mich nicht zum Werkzeug eines Wahnsinnigen machen.“

Seine Worte hatten mich damals sehr beeindruckt, obwohl ich spürte, daß zwischen uns etwas war, das uns trennte, vielleicht lag es auch an seiner Haltung, die ein längeres, eheähnliches Verhältnis ausschloß, wahrscheinlich genoß ich gerade deshalb mit jedem Augenblick seine Liebe.

Meine erste Liebeserfahrung machte ich mit vierzehn in Frankreich, wo wir von der Schule aus hingefahren waren, um die Gräber gefallener deutscher Soldaten zu pflegen. Es war nicht gerade das, was ich mir unter Liebe vorgestellt hatte. Später an der Uni tat ich es öfters, aber mehr aus biologischer Notwendigkeit. Es war eine Art sexuelle Gymnastik. Ab einem bestimmten Zeitpunkt war ich sogar davon überzeugt, frigide zu sein. Angeblich ein weit verbreitetes Phänomen, wie uns die Presse in jenen Jahren weismachen wollte.

Ich muß zugeben, daß mir in dieser Hinsicht meine Familie nicht besonders geholfen hat. Obwohl wir ein liberales Haus waren und über alles sprachen, berührten wir dieses Thema nicht. Unsere Eltern umgingen es systematisch. Es war eben ein unumstößliches Naturgesetz, daß der Mensch geboren wird, heranwächst, heiratet und eine Familie gründet, Kinder zeugt und sie aufzieht. Punkt und Schluß. Aber über die Schönheit und den Genuß der Liebe kein Wort. Selbst antike Texte, die die Liebe besangen, vermißt mein Vater, uns vorzulesen. Und wenn wir ihn provozierten und ihn im scheinbaren Ernst fragten, „Vater, was ist eigentlich Missionarsliebe?“ wechselte er sofort das Thema.

Als ich das erste Mal mit Gerd nackt im Bett lag, erstarrte ich

zur Salzsäule, aber als ich dann plötzlich seine Handfläche über meiner Haut spürte, ergriff mich eine wohlige Entspannung.

„Ich bin ein hoffnungsloser Fall“, flüsterte ich voller Gewissensbisse, weil ich glaubte, auch ihn zu enttäuschen.

Doch er sah mich zärtlich an.

„Das soll dich nicht beschäftigen“, flüsterte er. „Sei ganz locker und genieße ...“

Erregt verfolgte ich mit geschlossenen Augen die heiße Spur seiner Lippen, die es immer tiefer zog, bis ich glaubte, mich aufzulösen. Und dann ließ er mich in seinen Armen einschlafen, und ich drückte mich wie ein kleines Kind an seinen Hals. Ich wunderte mich, daß er in jener ersten Nacht nicht den Beischlaf gesucht hatte, doch als er mich nach einigen Tagen mit seinen muskulösen Armen fast erdrückte, wollte mein Körper schier verbrennen. Ich zerfloß vor Wonne, während er in mir blieb und kein Ende fand ...

Eigentlich haben wir unseren Hochzeitsmonat in seinem Ferienhaus verbracht. Ein Monat in meiner Nähe hatte gereicht, um seine Ansichten über Ehe und Familie über den Haufen zu werfen. Das wurde mir zuerst an dem Abend bewußt, als ich ihn nach seinem Beruf fragte und er mir sagte, daß er Ausgrabungen mache.

„Bist du Archäologe?“

„Nein, aber ich werde von einer internationalen Firma dafür bezahlt, daß ich im Berg Pangao nach Gold grabe. Dort wird schon seit der Antike Gold gefördert.“

„Und seit der Antike schon spielt Orpheus dort seine Flöte“, antwortete ich lächelnd.

„Jawohl, meine Philologin.“

„Ich hoffe, du hast ihm wenigstens noch einen Stein gelassen, auf dem er sitzen und musizieren kann.“

„Es gibt jedenfalls noch Steine genug für die Hirten, um einen kompletten Flötensaal zu bauen.“

„Wie gern würde ich da mal mitkommen.“

„Du kannst es“, sagte Gerd, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. „In Pentakto erwartet dich ein zauberhaftes Haus.“

„Pentakto? Gibt es dort tatsächlich fünf Küsten?“

Gerd überlegte.

„Tatsächlich. Darauf bin ich noch gar nicht gekommen.“

Ich war überrascht über den Widerhall meines Wunsches. Einen Augenblick lang fühlte ich mich schuldig, weil ich in sein Leben eingedrungen war und seine Lebensweise und sein Zutrauen ausgenutzt hatte, doch meine Freude war so groß, daß ich rasch alle Bedenken überwand.

„Aber, Karola, wir müssen irgendwie den Schein bewahren. Die Firma, die das Gold fördert und deren Technischer Direktor und Vorstand ich bin, ist Tochter einer internationalen Aktiengesellschaft, deshalb bekommen wir auch oft Besuch von leitenden Angestellten der Muttergesellschaft. Jedenfalls ist man dort in Familienfragen konservativer als bei uns in Europa. Vielleicht sollten wir uns besser zwei Verlobungsringe besorgen, damit ich dich da unten als meine Verlobte vorstellen kann. In Griechenland bist du sowieso das, was du angibst.“

„Von mir aus können wir sogar unsere Namen und das Verlobungsdatum eintragen“, erwiderte ich lachend.

„Sehr verständnisvoll!“

Erstaunlicherweise hatte mein Vater keine Einwände, als ich ihm mitteilte, daß ich in die Nordägis eingeladen worden sei.

Wir machten es uns im „Haus an den fünf Küsten“, in dieser zauberhaften Bucht am Strymonischen Golf, wunderbar bequem.

Als die Einheimischen mich zum erstenmal sahen, schienen sie wie geblendet zu sein und tauften mich spontan „Miß Europa.“ Am Anfang stieß mir das sauer auf, schließlich trug ich den historischen Namen Karola. Aber dann sagte ich mir, daß der Name Europa ja immerhin auch seine Geschichte hat, schließlich wollte es schon was heißen, wenn einen Zeus in Gestalt eines Stieres höchstpersönlich entführte ...

Unsere Verlobungszeit dauerte knapp drei Monate. Gerd wollte gegenüber allen ein sauberes Gewissen haben. Als wir nach Deutschland zurückkehrten, heirateten wir nach dem protestantischen Ritus. Die Freude meiner Eltern war groß, auch wenn ich nicht richtig verstand, aus welchem Grund. Waren es Gerds Reife, sein Charakter oder sein Reichtum?

Auf der Hochzeitsfeier flüsterte mir mein Vater zu: „Du bist in guten Händen, jetzt brauche ich mir um dich keine Sorgen mehr zu machen.“

Dieser reife und erfahrene Mann hatte mich zum Blühen gebracht. Nun konnte ich mich ganz auf die Dinge konzentrieren, die mir Spaß machten. Ich war mit mir eins geworden und leuchtete vor Freude und Glück. Und alle um mich sahen es...

Doch unsere Rückkehr war nicht, wie ich sie mir erträumt hatte.

Als wir ins Dorf fuhren, wurden wir überall von schwarzen Fahnen empfangen. Die Hauptstraße war von Sondereinheiten der MAT gesäumt. Überall standen Männer in kugelsicheren Westen, sie trugen blaue Baskenmützen, weiße Helme und Schlagstöcke. Zwei mit Wasserkanonen bewaffnete Panzerfahrzeuge sperrten den Haupteingang des Dorfes ab. Weiter hinten standen Polizeibusse. Mehrere Hundert Polizisten standen in Reih und Glied zu beiden Seiten der Straße. Ein Offizier und ein Zivilist, unterstützt von den Leuten der MAT, die Finger am Abzug ihrer Maschinenpistolen, kontrollierten den Dorfeingang.

Als der Zivilist Gerd sah, gab er dem Offizier ein Zeichen und machte uns Platz. Während wir langsam das Spalier der Uniformierten passierten und ich mich erschrocken zu Gerd umdrehte, winkte er ab.

„Mach dir keine Sorgen, einige extremistische Ortsfunktionäre versuchen uns mit terroristischen Methoden zu erpressen. Aber es wird ihnen nicht gelingen. Wir werden nicht weggehen. Für uns ist das hier eine Investition. Wir haben viel Geld ausgegeben, letzten Endes werden wir fünfhundert Millionen Dollar investieren. An jedem anderen Ort würden uns die Leute mit offenen Armen empfangen. Uns kann nicht ein kleines Widerstandsnest aufhalten. Außerdem genießen wir die ungeteilte Unterstützung der Regierung. Die MAT-Abteilungen sind allerdings ausgezeichnet ausgerüstet, das muß man schon sagen: Tränengas, Handgranaten – alles, was man braucht, um sich durchzusetzen.“

„Aber wieso plötzlich dieser waffenklirrende Auftritt? Vor einem Monat war doch alles noch ruhig, und die Leute waren so freundlich zu mir.“

„Sie bäumen sich gegen die Versuchsbohrungen auf, die wir durchgeführt haben, um die Stärke der Lagerstätten festzustellen.“

Wir bogen nach links ab und erreichten die Küstenstraße, die zu unserem Haus führte. Auf dem Rathausplatz sprach der Bürgermeister zu etwa fünfhundert versammelten Einwohnern. Die Leute lächelten uns zu und machten uns den Weg frei.

„Schau, sie sind doch freundlich zu uns.“

„Ja, aber nur, wenn uns nicht die Journalisten und Fernsehkameras zuschauen.“

Ich begriff die Welt nicht. Trotzdem wollte ich auf jeden Fall die Rede hören und war froh, daß Gerd das Auto ganz in der Nähe geparkt hatte. Der Bürgermeister, ein hochaufgeschosser hagerer Mann, sprach mit dem Feuereifer eines Missionars. Da er langsam sprach, verstand ich fast jedes Wort, so daß ich es Gerd übersetzen konnte.

„Als Vertreter des Kampfkomitees gebe ich bekannt, daß unser Vertrag seitens des Entwicklungsmiesteriums und der Gesellschaft *Gold Pangäo* verletzt wurde. Während wir darauf warteten, daß uns offiziell die Umweltstudie übergeben wurde, begann die Gesellschaft illegal neue Bohrungen durchzuführen, um die Ergiebigkeit des Flözes zu messen. Aus der Umweltstudie, die uns inoffiziell übergeben wurde, geht hervor, daß unsere zwei wichtigsten Forderungen nicht beachtet wurden. Erstens: Die Festlegung des Baugeländes für die Goldmine bedarf zwingend der Zustimmung der örtlichen Behörden. Wir sind der Meinung, daß im Mittelpunkt jeder Investition, die zur Entwicklung des Landes beitragen will, der Mensch stehen

muß. Doch die Studie will sich für die Ausweisung des Industriekomplexes ausschließlich auf die Kosten-/Nutzenanalyse und die Erstellung des hydraulischen Status stützen. Die archäologischen Fundstätten bleiben bei diesen Kriterien jedoch völlig unberücksichtigt, obwohl ihnen nach unserer Ansicht bei den Entscheidungsvoraussetzungen ein überragendes Gewicht zukommt.“

Trotz seines temperamentvollen Pathos fand ich seinen Ton keineswegs extremistisch. Ich hatte ihn kennengelernt, und er hatte durchaus den Eindruck eines vernünftigen Menschen auf mich gemacht. Jetzt aber überraschte mich die konsequente Klarheit seiner Gedanken. Konnte solch ein Mensch zu den Terroristen gehören, von denen Gerd sprach?

„Unser Mißtrauen wird angesichts der widerrechtlichen Weigerung des Kultusministeriums, die entsprechenden Schriftstücke auszuhändigen nachhaltig bestärkt. Und warum weigert es sich, die Schriftstücke herauszugeben? Das kann ich euch sagen: Um das kriminelle Verhalten einiger Dienststellen zu decken! Wir, liebe Kollegen, werden jedenfalls mit allen Mitteln weiterkämpfen und auch den Gerichtsweg nicht scheuen. Und sollte auch das nicht ausreichen, so kennen wir noch andere Wege. Jetzt laßt uns aber den Oberbürgermeister von Pergamon über die Erfahrungen unserer Freunde und Leidensgenossen vom anderen Ufer der Ägäis berichten.“

Ein junger Mann übersetzte aus dem Türkischen.

„Liebe Bürger der Gemeinden am Strymonischen Golf! Laßt mich dies vorweg sagen: Die Einwohner Pergamons stehen euch in eurem Kampf bei! Wie ihr haben wir uns erhoben, um unsere Heimat und unsere Kultur, vor der Polizeigewalt einer korrupten Regierung, die sich in den Dienst einer multinationalen Gesellschaft stellt, zu schützen. Davon lassen wir uns

weder durch Totschweigen noch durch die Kriminalisierung unseres Kampfes abbringen, denn uns alle eint das unzerreißbare Band unserer gemeinsamen Zukunft!“

Mich verblüfften die flammenden Worte des Mannes. Die Verantwortung, der Mut und die Entschlossenheit, erinnerten mich an mein kämpferisches Studentenleben. Ich wollte hinausspringen, ihn umarmen und küssen. Ich bin mit dir, Bürgermeister! Weiter so! Aber ich sah Gerd, der voller Ungeduld auf die Übersetzung wartete. Ich atmete tief durch und versuchte, die Fassung zu bewahren.

Dann fuhr der Bürgermeister von Pergamon, dem heutigen türkischen Bergama, fort:

„Die internationale Goldgesellschaft spricht von neuen Arbeitsplätzen und der Verbesserung der Infrastruktur. Ich sage euch, welchen Preis wir diesseits und jenseits der Ägäis dafür bezahlen müssen: Unsere Abhängigkeit von der westlichen Monopolgesellschaft wird zu einer drastischen Verschmutzung der Umwelt und zur Zerstörung unseres zivilisierten Lebens führen. Nicht unsere Gemeinden werden prosperieren, sondern die Profite der Gesellschaft, der Aktionäre und der Direktoren!“

Wie Messerstiche trafen seine Worte. Und sie trafen mich mitten ins Herz. Als ob er wüßte, daß ich unter den Zuhörern war und mich an meine Verantwortung erinnern wollte. Ich wurde gelb und grün, während ich übersetzte. Aber auch Gerd fühlte sich immer unwohler in seiner Haut. Einen Augenblick lang kam mir in den Sinn, die Angriffe gegen die Gesellschaft und gegen ihn nicht zu übersetzen. Das wäre aber unverantwortliche Heuchelei gewesen.

Pergamons Bürgermeister atmete tief durch.

„Das griechische und das türkische Volk haben viele Ge-

meinsamkeiten. Wir sind Kinder des gleichen Meeres, atmen die gleiche Luft. Und wir unterliegen den gleichen ökonomischen Interessen. Unsere Gegensätze sind nur scheinbar vorhanden, weil die bürgerliche griechische Demokratie einfach andere Maßstäbe hat als wir. Sie versucht, auf euch den gleichen Druck auszuüben wie unsere militaristische Regierung. Aber wir teilen das gleiche Schicksal. Daher rufe ich euch auf: Laßt uns gegen unsere wahren Feinde, den Staat und das Kapital, gemeinsam kämpfen!"

Am Ende seiner Rede lud der Türke sie nach Pergamon ein, um auch dort ihre Schlacht gemeinsam zu schlagen.

Der Platz wurde erschüttert vom Beifall der Menge. Ich konnte ebenfalls nicht an mich halten und begann zu klatschen.

Gerd sah mich wie vom Blitz getroffen an.

Ein seltsames Spiel des Schicksals. Ich fühlte mich den Jubelnden verbunden. Aber wegen Gerd hatten sie mich auf die Anklagebank gesetzt.

An jenem Abend haben wir nicht viel gesprochen. Es war keine gute Nacht. Auch für ihn nicht. Am nächsten Morgen überraschte er mich. Er wollte mir die Förderanlagen zeigen, damit ich mir mein eigenes Bild machen konnte.

Während wir den wundervollen Berg hinauf zu der Goldgewinnungsanlage fuhren, geriet Gerd ins Erzählen.

„In dieser Gegend wird übrigens schon seit über zweitausend Jahren Gold gefördert. Bereits Alexander der Große hat seine Feldzüge mit dem Gold aus dieser Gegend finanziert. Jedenfalls werden wir hier auf seinem mazedonischen Heimatboden ein Werk modernster Technologie errichten und dort weitermachen, wo Alexander der Große aufgehört hat.“

Ich sah ihn erstaunt an. Gerd, dieser Mensch mit der quadratischen Logik, der, bevor du den Mund aufmachst, schon wußte, was du sagst, klang wie ein Tonbandgerät. Hatte er dies alles schon so oft abgespult, daß er es letzten Endes selber glaubte? Ich war so erschüttert, daß ich mich nicht traute, ihn zu unterbrechen und ihm zu sagen: He, das kannst du nicht mit mir machen!

„Die Goldgewinnungsanlage, die wir bauen wollen, wird insgesamt immerhin achthundert Millionen Dollar kosten. Das ist für Griechenland die größte ausländische Investition der letzten drei Jahrzehnte. Dieses wunderbare Strandgebiet wird sich bald zum reichsten Hüttenwerk der europäischen Goldgewinnung entwickeln. Etwa zwei Jahre liegen noch bis zur Fertigstellung vor uns, danach wird die Anlage noch weitere achtzehn Jahre in Betrieb sein. Jährlich werden wir zweihundertfünfzig Tausend Unzen Gold und zwei Millionen Unzen Silber gewinnen. Außerdem werden wir fünfzig Tausend Tonnen konzentrierten Zink und dreißigtausend Tonnen konzentriertes Blei pro Jahr fördern. Ganz zu schweigen von den tausend zusätzlichen Arbeitsplätzen, die wir schaffen und damit in der Region einen beachtlichen ökonomischen Auftrieb auslösen werden.“

„Ökonomisch! Ökonomisch!“ rief ich außer mir. „Das Leben besteht doch nicht nur aus Geld. Du sprichst zu mir dauernd über Gold, Silber, und was weiß ich noch. Sag mir lieber, welchen Preis, die Region und die Menschen dafür bezahlen müssen. Dein Gold bedeutet Tod. Und das weißt du! Um unserer Liebe willen, verschweige mir nichts. – Was ist zum Beispiel mit der Umweltbelastung?“

Für einen Augenblick verfinsterte sich sein Blick. Dann aber lächelte er.

„Umweltbelastung, also gut. Von den drei möglichen Methoden zur Goldgewinnung – hydraulischer Abbau, gemischte bakterielle Oxydation und reine bakterielle Oxydation – haben wir uns für die reine bakterielle Oxydation entschieden, weil sie die umweltfreundlichste ist, da sie den Schwefel mit Hilfe unschädlicher Bakterien aus dem Gold entfernt. Und was die Umweltverschmutzung betrifft, da muß ich ganz klar sagen: Den größten Schaden wird die Region haben, wenn der Betrieb nicht gebaut wird. Wer kümmert sich denn um die Altschäden des bisherigen Abbaus? Wie war es denn in den letzten achtzig Jahren, als man den Eisenpyrit für die Kriegsindustrien in Ost und West tonnenweise hier rausholte? Und was hat unsere Gesellschaft getan? Bis heute haben wir dreiundsechzig Milliarden Drachmen zur Modernisierung der Hüttenwerke und zum Umweltschutz ausgegeben. Ganze Regionen haben wir wieder vollständig aufgeforstet, Flüsse gereinigt und zum Schutz von Oberflächengewässer ganze Ströme umgeleitet. Riesige Flächen von Eisenpyrit haben wir trockengelegt und zugedeckt und die Abwasser-Kanalisation aus dem Hüttenwerk wieder instandgesetzt.“

Jetzt war er wieder ganz der Technokrat mit dem großen Herz, den ich so liebte, und ich schämte mich, weil ich kurz vorher so negativ über ihn gedacht hatte.

Ich umarmte ihn vorsichtig, um ihn auf dieser kurvenreichen Strecke beim Lenken nicht zu behindern. Wie männlich er roch!

Plötzlich hielt er den Wagen an.

Ich war sprachlos. Inmitten dieses strahlenden Berges mit seinen prächtigen Buchen, Linden und Kastanien und seinen zahllosen kleinen Bächen und Strömen, die sich in die zerklüfteten Strände des Strymonischen Golfes ergossen, versteckte sich

eine ökologische Zyankalibombe: ein von einem fünfzig Meter hohen Damm aufgestauter Abwassersee, in den mit erschreckender Betriebsamkeit Tankwagenkolonnen eine schwarze Brühe kippten, die einen giftigen Geruch ausströmte.

„Um Gottes willen“, stammelte ich, „das wird die Hölle, wenn es mal einen Dammbruch gibt ...“

„Eine solche Gefahr besteht nicht“, beruhigte mich Gerd. „Wir haben Studien durchgeführt, die die Stabilität des Staumannes unter statischen aber auch dynamischen Bedingungen eindeutig bestätigten. Außerdem arbeiten diese Anlagen mit allen denkbaren Sicherheitsauflagen.“

Sein Hinweis auf Studien und Sicherheitsauflagen kam mir in Anbetracht des schockierenden Bildes geradezu lächerlich vor.

„Mal ehrlich“, fragte ich ihn, „hat es jemals ein Überlaufen der Abwässer gegeben?“

„Ja“, antwortete er zögernd.

„Wenn die Goldgewinnungsanlage in Betrieb ist, werdet ihr bestimmt das Zehnfache an Metallen verarbeiten“, sagte ich erschrocken. „Also werden auch entsprechend mehr Abwässer anfallen. Stimmt doch, oder?“

„Sicher.“

Ich hielt es nicht mehr aus.

„Laß uns gehen. Und laß uns am besten die Gegend verlassen.“

Seit diesem Tag hat mein Leben seine Klarheit verloren. Die besondere Gunst des Schicksals, in einem Haus ohne Widersprüche, ohne doppelte Wahrheiten zu leben, wo man alles bei seinem Namen nannte, war mit einem Mal erloschen. Es war, als hätte sich eine Wand zwischen mir und Gerd geschoben. Ich verstand ihn nicht mehr. Wie war es nur möglich, daß er privat ein Mann klarer Grundsätze war, der mir so nahe stand,

und in seinem Berufsleben das Unversöhnliche zu versöhnen suchte? Als ob er die Jalousien heruntergelassen hätte und einfach nicht die Wahrheit sehen wollte. Für einen kurzen Moment schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß es falsch war, mich mit der Heirat so beeilt zu haben. Wären wir unverheiratet geblieben, wäre alles einfacher für mich. Doch nun stand ich vor dem sakralen Bollwerk der heiligen Ehe. Ich saß in der Falle. Der Fluchtweg war mir verwehrt. Entweder mußte ich alles ertragen oder kämpfen. Und das alles nur, um Gerd den Lebensstandard eines Magnaten zu sichern. Über unseren Reichtum aber weinte die Natur und die ganze Region.

Ich hatte das Gefühl, daß Gerd Wahrheit und Lüge ununterscheidbar miteinander verwob, und ich war fest entschlossen, der Ursache auf den Grund zu gehen.

Nach dem Einkauf hielt ich mich oft am Strand in der Nähe des Pavillons auf, um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Obwohl mein Neugriechisch nicht besonders war und die Leute manchmal Ausdrücke benutzten, die ich nicht kannte, konnten wir uns gegenseitig gut verständigen.

Eines Tages, zur Mittagszeit, die Sonne brannte bereits ziemlich heiß, traf ich den Archäologen, der in der antiken Stadt von Stagira die Ausgrabungen leitete, am Strand. Ich trug meine weite Hose und eine dünne Bluse mit Träger. Den Pullover hatte ich um die Hüften gebunden und das Haar lose über die Schultern geworfen. Er war gerade im Begriff, seinen Dienstjeep zu besteigen.

„Wann zeigen Sie mir die antiken Fundstätten?“ rief ich ihm nach.

Er stutzte und drehte sich nach mir um.

„Wann du willst, Karola.“

„Jetzt?“

„Komm, steig ein.“

Das archäologische Gelände, eine dunkelgrüne Halbinsel etwas außerhalb des Dorfes, sah wie eine riesige Schildkröte aus, die ihren Kopf aus dem Panzer gereckt hatte, um ins Meer zu schwimmen. Wie eine knöcherne Klaue schützt eine gut erhaltene Mauer die Stadt Stagira vom Festland her. An der rechten Seite liegen zwei gut versteckte Buchten mit goldenen Stränden, und an der linken erstreckt sich eine Bucht bis zum Meer hinaus.

Die Stadt Stagira wurde im Jahre 655 vor Christi Geburt von Ionischen Ansiedlern aus Andros gegründet. Sie überlebte die Perserkriege, wurde aber im Jahre 349 v. Chr. von Philipp, dem König von Mazedonien, belagert und schließlich völlig zerstört. Einige Jahre später jedoch gründete er sie zu Ehren von Aristoteles neu. Aristoteles wurde 384 v. Chr. in Stagira geboren. Sein Vater war Nikomachos, Leibarzt des Königs Amyntas des Zweiten, und seine Mutter die Phaistis oder Iphaiastias. Als seine Eltern früh starben, nahm sich ein Verwandter, der Gesandter von Adarnaia, einer Stadt in Mysia, war, seiner an. Mit siebzehn ging er nach Athen und studierte zwanzig Jahre an der Platonischen Akademie. Nach Platons Tod 347 v. Chr. zog Aristoteles nach Assos, einer Stadt in Kleinasien. Dort herrschte Hermias, mit dem er befreundet war. Auf Anraten Hermias' heiratete er dessen Nichte und Adoptivtochter Pythias. Nachdem Hermias 344 v. Chr. von den Persern gefangengenommen und getötet worden war, zog Aristoteles nach Pella, der Hauptstadt Makedoniens, wo er von Philipp zum Erzieher des

Thronfolgers, des späteren Alexanders des Großen, verpflichtet wurde. Als Alexander 335 v. Chr. König wurde, kehrte Aristoteles nach Athen zurück und gründete seine eigene Schule, das Lykeion. Als nach Alexanders Tod 323 v. Chr. sich in Athen eine starke antimakedonische Gesinnung verbreitete, zog sich Aristoteles auf sein Landgut auf Euböa zurück, wo er im darauf folgenden Jahr starb. Ein Jahr später überführten die Stagiriten im Rahmen einer großartigen Zeremonie seine Gebeine in seine Geburtsstadt, wo sie an seinem Grab einen riesigen Altar errichteten und ihm zu Ehren jährlich öffentliche Feierlichkeiten ausrichteten.

Ich wußte, einer der geheimsten Wünsche des Archäologen war es, dieses Grab zu finden.

Wir ließen das Auto vor dem Eingang stehen. Zuerst zeigte er mir die mächtige etwa zwei Kilometer lange Befestigungsanlage, eine wunderbare Architektur, die auf das Jahr 500 v. Chr. zurückgeht. Die Mauer befindet sich in ausgezeichnetem Zustand und an manchen Stellen erreicht sie eine Höhe von vier Metern. Am Gipfel des südlichen Hügels steht die Akropolis, weiter unten verläuft eine zentrale Wasserleitung. An verschiedenen Stellen der Stadt waren Teile aus Stein gebauter Häuser des fünften, vierten und dritten Jahrhunderts v. Chr. zu sehen. Im Zentrum der Stadt befindet sich die Stoa, ein bedeutendes rechteckiges, langgezogenes Gebäude, in dem sich die Stagiriten zu öffentlichen Diskussionen trafen. Die Stoa ist 26 Meter lang und 6 Meter breit und besteht vorwiegend aus marmornen Ecksteinen. Vor der Stoa steht die von einem Überlaufgraben umzogene Grundmauer eines kleinen, in den Fels gehauenen Altars. Am Rande der Halbinsel, unmittelbar über dem steilen Abhang, steht ein kleines Heiligtum aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr., das einer weiblichen Gottheit gewidmet ist.

In kurzem Abstand vom Heiligtum ist ein der Göttin Demeter gewidmeter archaischer zyklischer Bau errichtet.

Unter der brennenden Sonne war die Führung reichlich ermüdend, deshalb stiegen wir zur großen Bucht hinab, um unsere Füße ins Meer zu tauchen und uns zu erfrischen.

„Sind das alle archäologischen Funde der Gegend?“ fragte ich.

„Natürlich nicht“, antwortete er. „Die Gegend ist übersät von antiken Funden. Ein großer Teil befindet sich übrigens an der Stelle, an der die Goldgewinnungsanlage gebaut wird.“

Mich packte Angst.

„Haben Sie denn dort auch Ausgrabungen durchgeführt?“

„Nein.“

„Aber Sie haben es vor, nehme ich an.“

„Was sollen wir ausgraben, wenn der Industriemüll doch alles wieder zuschüttet?“

Ich sah ihn streng an.

Aber er blieb völlig ernst.

„Sind Sie gegen den Fortschritt?“

„Überhaupt nicht, Karola. Wir müssen uns aber fragen, welchen Fortschritt wir wollen. Das internationale Unternehmen, das die Goldgewinnungsanlage baut, verspricht uns einen Fortschritt von zwanzig Jahren. Zurücklassen wird es aber zweihundertsiebzig Millionen Tonnen giftige Abfälle, die zweihundertfünftausend Ar Täler und Wälder zudecken und ein ganzes Gebiet zum giftigen Morast machen. Dabei will ich gar nicht auf die ökologische Katastrophe eingehen, die ein solches Vorgehen auslösen kann. Nach den sogenannten fundierten Studien der Goldgesellschaft soll sie ja angeblich ausgeschlossen werden können. Eigenartigerweise geschehen sie andernorts aber trotzdem.“

Gefühlsmäßig begriff ich, daß er recht hatte, doch ich wollte weiter nach der Wahrheit bohren.

„Aber wie soll diese Gegend denn ohne industriellen Fortschritt weiter existieren?“

„Karola, als Philologin weißt du, daß die griechische Sprache seit der Antike das Wort Gedeihen kennt. Das bedeutet, ich lebe glücklich mit mir selbst, meiner Familie und der Umwelt. Das ist nur möglich, wenn Mensch und Natur eine harmonische Beziehung zueinander haben. Diese Art von Fortschritt wollen wir, Karola.“

„Und worauf beruht sie?“

„Zuallererst auf dem Meerestourismus. Wir haben großartige Strände. Soweit dein Auge reicht siehst du Buchten mit goldenen Stränden. Aber das kann nur bleiben, so lange sie sauber sind und nicht verseucht werden. Doch vergessen wir nicht den kulturellen Tourismus. Seit Orpheus vor etwa 9.000 Jahren vor unserer Zeitrechnung hier im Pangäogebirge lebte, wimmelt die ganze Gegend nur so vor berühmten Stätten und archäologischen Schätzen. Bis jetzt haben wir nur einen Bruchteil entdeckt. Sie machen aber einen ganz wesentlichen Teil unserer und der Geschichte unserer großen europäischen Familie aus. Wie viele Menschen könnten mit der Bewahrung und Ausgrabung dieses abendländischen Kulturerbes beschäftigt werden! Und wie viele Touristen warten nur darauf, nach hier zu kommen und all die Schätze zu bestaunen, und natürlich auch die Schätze der Natur! Das versteh ich unter Gedeihen, und das reicht nicht nur für zehn oder fünfzehn Jahre, sondern für fünfzehn Jahrhunderte und mehr. Während der Fortschritt, den uns die Goldgesellschaft verspricht, den Aktionären des Unternehmens jenseits des Atlantiks nutzt. Die sahnern ab, und uns bleiben die Abfälle.“

Das war der Gnadschuß. Mit wenigen Worten hatte er mir den Unterschied zwischen Gedeihen und Verderben klargestellt.

Er verabschiedete sich. Ich schlug den Weg entlang des Strandes ein und lief parallel zur Küste. Die Wellen erfrischten und trösteten mich. Wie glücklich sind doch die antiken Bauten am Meer! Hier gibt es keinen Berg, den die Menschen ausweiden können, um die letzte Metallader aus seinem Inneren zu schürfen. Wieviel mag sich noch im Schoß der Berge verbergen? Möge ihre Kruste, Gott, ich bitte dich darum, sie vor den Industrieabfällen schützen, die bald dieses ruhige Tal überfluten werden. Wer weiß, in welcher Epoche sich die Menschen der verborgenen Schätze erinnern werden und sie unter den Industrieabfällen bergen? Vielleicht werden sie dann im Licht der Sonne schöner erstrahlen als an dem Tag, wo sie die Hand des Künstlers schuf.

4

In den folgenden Monaten schlepppte ich mich dahin und ließ mich vom Alltag anschieben. Schon als Kind wußte ich genau, was ich wollte, und gab mich schon mit nur wenigen Dingen zufrieden. Aber ich fühlte, daß es über mich hinaus noch etwas gab. Und das wollte ich nicht nur mit meinem Kopf, sondern auch mit meiner Seele verarbeiten.

Ich fühlte eine große Dankbarkeit gegenüber Gerd. Er hatte mich zu einer Zeit zur Frau gemacht, als ich aus meinem Leben die Erotik fast schon gestrichen hatte. Alles war nur Gymnastik und nichts weiter. Er brachte mir die Zärtlichkeit zurück, die Lust, die Sehnsucht, den Orgasmus. Und darüber hinaus die

ganze Wollust des Lebens, des Reichtums, der Verschwendung. Er führte mich aus der Studentenbude geradewegs in die Paläste und las mir jeden Wunsch von den Augen ab.

Was für ein privilegiertes Gefühl, sich alle Wünsche sofort erfüllen zu können! Meine Schränke füllten sich randvoll mit Kleidungsstücken, nicht weil ich sie brauchte, sondern aus Spaß am Kaufen. Selbst für die Reinemachefrau und die Köchin kaufte ich ein. Nicht aus Liebe zu ihnen, sondern aus Kauflust. Freilich hatte ich auch Spaß an ihrer Freude.

Auch das Haus stopfte ich mit allen möglichen Dingen voll. Da kam wahrscheinlich auch meine kleinbürgerliche Herkunft zum Vorschein.

Gerd konnte darüber lachen, auch wenn diese Kaufwut sicher nicht zum strengen Stil seines Lebens paßte. Aber er genoß es, daß ich mich an diesen kleinen Sachen wie ein Kind freuen konnte. Ihn selbst schloß ich natürlich auch nicht von diesen kleinen Mitbringseln aus, sei es nun eine hölzerne Glücksente, die ich ihm mitbrachte, oder eine lederbezogene Flasche für seinen Kognak, den er immer auf seinen Skitouren mit dabei hatte, aber ich brachte ihm auch Etuis für seine Pfeifen mit.

Nun begriff ich, daß ich dies alles zu Lasten Dritter genoß. Und vor allem zu Lasten der Natur. Ausgerechnet ich, die Aktivistin, die an der Uni keine Demonstration gegen die Umweltverschmutzung ausgelassen hatte! Hatte ich nicht die weiße Kutte mit dem Totenkopf getragen, um gegen die Atomenergie zu protestieren? War ich etwa nicht mit den Polizisten in die Haare geraten, um zu verhindern, daß Bäume gefällt wurden?

Was du jetzt machst, Karola, ist ungerecht, hörte ich meine innere Stimme sagen. Nichts entschuldigt dich. Weder dich noch Gerd. Ihr verschließt die Augen, um die Schuld von euch abzuwälzen. Ihr könnt keine Unwissenheit vorschützen. Und

was heißt, ihr seid die Glücklichen? Weil ihr im Überfluß lebt?
Führt euch das Glück nicht an der Nase herum?

Meine innere Stimme hatte recht. Was brauchte ich im Leben? Ich wollte als Frau und als Lehrerin bestätigt werden. Frau bedeutete für mich freilich Gattin und Mutter. Aber das war ein heißes Eisen. Gerd hatte mir gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft mit der Geraadlinigkeit des Norddeutschen unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß er wegen der Kinder nicht heiraten wollte. Mit unserer Heirat hatte er eine Überschreitung zugelassen. Würde er es ein zweites Mal tun? Und was würde er empfinden, wenn er schließlich den Plan eines Paranoikers verwirklicht sähe, nachdem sich eine blonde Lehrerin mit einem blonden Offizier vereinigte, um einen blonden Adonis namens Gerd zu zeugen und der Adonis sich wiederum mit einer blonden Lehrerin oder Lehramtsanwärterin vereinigte, um den Bestand der arischen Rasse zu mehren. Schrecklich.

Plötzlich kam mir der rettende Gedanke. Da ich nicht wußte, ob wegen meiner ausbleibenden Schwangerschaft entweder ich oder die Natur mich zum Narren hielt, sagte ich mir, daß für Gerd die einzige Möglichkeit, die Wunden der Vergangenheit zu überwinden, darin bestünde, sich über sie zu erheben. Wenn er mich tatsächlich liebte, würde er erkennen, daß diese Liebe wie ein sich im Kindersegen erfüllender Sauerteig ist.

Eines Abends drängte meine innere Unruhe sich, ihm mitzuteilen.

„Ist das nicht verrückt?“ sagte ich, „manchmal könnte ich vor Liebe richtig bibbern. Genau so muß es schwangeren Frauen gehen, wenn sie das Gefühl haben, daß ihre Fruchtblase platzt.“

Er sah mich aufmerksam an. Dann kam er näher und umarmte mich.

„Du brauchst bloß auf den Schutz zu verzichten“, flüsterte er.
Es war einer der glücklichsten Tage meines Lebens.

Nie hätte ich geglaubt, daß mir, die vom Glück immer nur bevorzugt behandelt worden war, ausgerechnet dieser Abend eine Last aufzubürden würde, die ich noch monate-, jahrelang wieder und wieder zum Berg hinauftragen sollte, um sie dann doch wieder zurückrollen zu sehen.

Die Schönheit des Hauses und der Landschaft füllten mich nicht aus. Sie erinnerten mich immerzu an Dinge, die ich wollte und nicht besaß. Viel mehr als der Zauber des Hauses würde mich die Erwartung eines Kindes begeistern.

Ich glaube nicht, daß Gerd ermessen konnte, was dieses Kind für mich bedeutete. Ich meine nicht die biologische Notwendigkeit, Mutter zu werden. Ihn interessierte vor allem, wer seinen Namen tragen und ihn beerben würde. Ich wollte aber ein Kind umarmen, seine Haut streicheln, seinen Duft riechen, seinen Geschmack spüren. Ich wollte es an meine Brust halten und zusehen, wie es saugt. Es war ein unbesiegbarer Wunsch, dies alles zu fühlen. Wahrscheinlich hat es mit Vererbung zu tun. Jedenfalls wollte er kein Kind des Kindes wegen.

Meine erste Schwangerschaft traf der Fluch der Natur. Ein Fluch, der mich seitdem verfolgt. Wir schaden der Natur, und sie rächt sich an uns. Ich glaubte felsenfest, daß in unserem Leben nichts zufällig ist. Alles fordert hier auf Erden seinen Preis...

Für Gerd war alles einfach. Ein Unfall. Ein schwaches Über-

laufen des Abwasserstaudamms hatte das Trinkwasser verunreinigt. Ein Unglück, das statistisch etwa alle hundert Jahre passieren kann, dabei bestand noch nicht einmal eine unmittelbare Gefahr für das Trinkwasser. Nur für einige sehr Empfindliche hatte es Folgen. Ich gehörte zu diesen unglücklichen Menschen und verlor mein Kind. Ich war im dritten Monat.

Das zog mir den Boden unter den Füßen weg.

Als ich das Krankenhaus verließ, wo der notwendige Eingriff vorgenommen wurde, begann mir klarzuwerden, was geschehen war. Aber es wollte nicht in meinen Kopf. Warum passierte nur ausgerechnet mir so etwas? Mir, die ich so sehr die Kinder vergötterte, die ich so gern Mutter geworden wäre. Wie gern hätte ich einen Engel zur Welt gebracht, der Gerds Herz erweichte und das Haus mit seinem glockenhellen Lachen verzauberte!

Ich hielt es im Haus nicht mehr aus, ich lief barfuß im Freien, tauchte ins Meer, sprach zu den Wellen. Mein winziges Baby, tausend Träume habe ich für dich geträumt, tausend Geschichten erzählt und ebenso viele Melodien vorgespielt. Meine Liebe und meine Dankbarkeit waren unermeßlich damals. So winzig klein warst du und warst schon ein Himmel voller Sterne.

Trink Wasser, wenn es dir gutgehen soll, sagt das Volk. Und ich tat es, dir zuliebe. Wie das Quellwasser so rein solltest du werden und ein weiches Lied anstimmen wie der ruhige Bach.

Doch die unersättlichen Hände haben das Wasser vergiftet. Sie haben es deiner Mutter zum Trinken gegeben, und du tankst es von ihr. Da bist du zornig geworden und hast dich in tausend Stücke zerrissen. Schlimmes, dunkles Blut, das nach Rache schreit.

Als ich feststellte, daß mir Gerd die Wahrheit vorenthielt, gerann mir das Blut in den Adern. Er hatte, um seine Firma vor Schadenersatz zu schützen, ein gefälschtes Untersuchungsergebnis über die Wasserverschmutzung veröffentlicht. Die Analyse, die auf die Gefahren für die öffentliche Gesundheit hingewiesen hatte, hatte er bewußt zurückgehalten.

„Was du getan hast, ist ein Verbrechen!“ schrie ich außer mir.

„Das weiß ich. Aber es ist gleichfalls ein Verbrechen, tausend Menschen auf die Straße zu setzen.“

„Laß mich, ich habe keine Lust, mir weiterhin solche Märchen anzuhören!“

„Es sind keine Märchen. Es ist die nackte Wahrheit. Wir kommen grade so hin. Am Ende des Monats fehlt uns regelmäßig das Kleingeld. Da bleibt für Entschädigungen keine müde Drachme mehr übrig.“

Ich fühlte mich in einer Falle. Nun kannte ich endlich die Wahrheit. Ich wollte sie hinausschreien. Aber ich würde dabei tausend Menschen arbeitslos machen. Wie konnte mich der Mann, den ich so liebte, in eine solche Falle führen? Wünschte ich mir nicht sehnlich ein Kind von ihm? Wie viele Nächte hat mir der Gedanke, ein Kind mit seinen unverwechselbaren Eigenschaften zu gebären, süße Genugtuung eingeflößt.

Meinem Zorn folgte die Enttäuschung. Meine Gefühle für ihn verließen mich und hinterließen eine schmerzliche Leere. Am liebsten hätte ich ihn verlassen. Aber wohin sollte ich gehen? Um mich hatte ich keine Angst. Ich würde mich schon mit Deutschstunden über Wasser halten können. Auf keinen Fall aber wollte ich diese Gegend, die ich liebgewonnen hatte, verlassen. Die Leute mochten mich wirklich. Aber wenn ich ein Kind zur Welt bringen wollte, und ich wollte es immer noch, dachte ich, muß ich bei Gerd bleiben. Es kam mir hart

und ungerecht vor, daß unsere Liebe nicht länger währte, aber sollte ich der Kinder wegen tatsächlich auf die Liebe verzichten müssen? Diese Vorstellung erschien mir schrecklich.

Allmählich konnte ich die Opferrolle nicht mehr ertragen. Ich fühlte, daß ich etwas unternehmen mußte, um Rache zu nehmen, ohne allerdings anderen Menschen zu schaden. War das überhaupt möglich? Schließlich fand ich eine Lösung und konnte mich ein wenig abreaktieren. Einem kanadischen Journalisten, der über die Gegner der Goldgewinnungsanlage einen Bericht schreiben wollte, steckte ich die echte Wasseranalyse zu und verriet ihm, daß die Firma die Ergebnisse der veröffentlichten Analyse gefälscht hatte. Er versprach mir, seine in Fragen der Ökologie und Gesundheit ganz besonders sensibilisierte Klientel über die Machenschaften der internationalen Unternehmensgruppe ausführlich zu informieren, und ich fühlte mich entlastet, weil ich endlich was unternommen hatte. Seltsamerweise hatte sich Gerd, als ich ihn über meinen Schritt informiert hatte, nicht aus der Ruhe bringen lassen. Einen Augenblick lang war er nachdenklich stehengeblieben. Plötzlich leuchteten seine Augen auf.

„Was du getan hast, schadet sowohl der Firma als auch mir. Aber du machst mich stolz!“

Er verwirrte mich erneut. Was ist sein wahres Gesicht? Oder hatte er mehrere Gesichter? Seine Worte zähmten jedenfalls meinen Zorn und halfen mir, in einer besonders schwierigen Lage bei ihm zu bleiben.

Doch seitdem hat mein Alltag sein Salz, seinen Geschmack verloren. Das Zusammenleben mit ihm mutierte zu einer rein gesellschaftlichen Zweckbeziehung mit dem ausschließlichen

Auftrag des Kindersegens. Aber auch dieser Versuch wurde zur Qual. Nach meiner Fehlgeburt drehte sich das Unterste zu oberst.

Ich weiß nicht, warum ich trotz der monatelangen Bemühungen nicht schwanger blieb. Warum wollte es nicht klappen? Es hieß, bei uns wäre alles in Ordnung und wir hätten kein ernsthaftes biologisches Problem. Aber es ging daneben. Dabei hat der ständige Versuch der Befruchtung durchaus etwas Tragikomisches. Irgendwann ermüdete Gerd das und er schützte immer öfter entweder Kopfschmerzen, Bauchschmerzen oder allgemeines Unwohlsein vor. Schließlich meinte er, daß diese Dinge ohnehin nicht im voraus zu bestimmen seien. Dabei wurde er von seinen Freunden noch unterstützt.

„Wozu willst du unbedingt Kinder?“ wollten sie von mir wissen. „Siehst du nicht, welche Belastung unsere sind?“

Zu allem Überfluß sekundierte Gerd ihnen noch:

„Wozu brauchst du heute, da die Welt zum Teufel geht, überhaupt Kinder? Uns beiden geht es doch glänzend, außerdem bedeutet ein Kind immer Ausgaben.“

Ich konnte es nicht ertragen, die Kinder nach ihrem Preis einzustufen. *Und wenn du eins hast, überlegst du dir, ob du dir noch ein weiteres anschaffst, denn das kostet wieder mehr.* Für mich sind das tragische Dinge. Entweder du willst ein Kind und heißt es herzlich willkommen und bringst dich um, um es großzuziehen, oder du willst es nicht, und basta. Aber jetzt begriff ich, daß Gerd in Wahrheit überhaupt keine Kinder wollte.

Schließlich probierten wir, weil ich es wünschte, noch andere Methoden aus. Sie mißlangen alle, doch ich hatte ein sauberes Gewissen. Du hast es wenigstens versucht, sagte ich mir.

Zahllose vergebliche Reisen zu allen möglichen Ärzten folgten, an die sich ebenso zahllose Injektionen und Medikamen-

teneinnahmen anschlossen. Schließlich sagte ich mir: einmal im Monat kann auch er sein Scherflein beitragen, schließlich nehme ich die ganzen Strapazen auf mich.

Eines Tages sagte ich ihm, daß wir einen Spezialisten aufsuchen müßten.

Die Chancen waren freilich gering, das wußten wir, aber ich wollte nichts unversucht lassen.

Ich war in einem für eine Schwangerschaft sehr günstigen Alter, ich konnte auf ein Wunder hoffen. In der Arztpraxis habe ich Frauen getroffen, die deutlich älter waren als ich, und sie bestätigten mich in meiner Hoffnung. Vielleicht geschieht das Wunder, sagte ich mir. Warum sollte nicht auch mir die göttliche Gnade zuteil werden?

Zuerst versuchten wir es mit der Methode, das Sperma einzuspritzen. Bei dieser Methode mußt du zwei bis drei Tage liegend warten. Dann erhebst du dich, läufst frei herum und wartest wieder, um zu sehen, ob du schwanger geblieben bist. Sechs mal ließ ich das über mich ergehen. Das Ganze dauerte zwei Jahre. Es war zum Weinen und zum Lachen. Vom Mikrobiologen kommend, ging ich zum Gynäkologen, in der Hand die Ampulle mit dem Sperma. Sie steckte in einem kleinen Briefumschlag und mußte unbedingt aufrecht gehalten werden. Diesen Gang machte ich alle paar Monate.

Eines Tages, sehr vorsichtig das Fläschchen haltend, ging ich zum Arzt, als sich mir ein zwei Meter großer junger Mann näherte und mir Komplimente machte. Und während ich meinen Weg fortsetzte, dachte ich: Eigentlich sollte ich mich mit ihm einlassen, anstatt mich monatelang mit den Ampullen herumzuquälen.

Auch das ging vorüber. Schließlich mußten wir einsehen, daß wir mit dieser Methode nichts erreichten. So gingen wir zur In-vitro-Befruchtung über. Zu meiner größten Enttäuschung blieb aber auch hier der erhoffte Erfolg aus.

Fünfzehn Tage nach dem Embryotransport führten wir eine Blutuntersuchung durch, um zu sehen, ob ich empfangen und sich dieses winzige Ding eingerichtet hatte und in der Gebärmutter kleben geblieben war.

Vor dem vierzehnten Tag packte mich ein schrecklicher Schmerz, der mir fast den Bauch zerriß, und sofort sagte ich mir: Aus, es ist etwas passiert. Auch dieses Mal hatte es also nicht geklappt.

Ein anderes Mal hatte sich der Embryo von der Gebärmutter gelöst. Obwohl ich Blutungen hatte, hatte ich so sehr gehofft.

„Beunruhige dich nicht“, hatte der Arzt gesagt. „Es ist nichts. Die Schwangerschaft kann sich trotz der Blutungen entwickeln.“

Aber er hatte unrecht.

Ich erschrecke, weil ich anfange, wie die Menschen in dieser Region zu denken! Allmählich ergab ich mich meinem Schicksal. Ich hatte schließlich systematisch alles versucht. Daß die Wirklichkeit stärker war als ich, war eine vernichtende Erkenntnis für mich. Wie sollte ich mich damit abfinden? Ich verlangte doch nicht die Sterne vom Himmel, ein Kindlein wollte ich. Das, was anderen Frauen gleich beim ersten Mal glückt. Oder was andere wieder und wieder schaffen, oder besaß ich nicht Seinen Segen? In meinen Gesprächen mit der Äbtissin versuchte ich eine Antwort darauf zu finden, doch sie antwortete entschieden, daß der Wille Gottes unerforschlich sei.

Eines Morgens faßte ich einen großen Entschluß: Ich würde nicht zulassen, daß mich die Mühlsteine zermalmen. Was geschehen muß, soll geschehen. Ich habe mich nach bestem Gewissen bemüht, alles andere geht über mein Vermögen. Das Leben geht weiter.

Die Jahre haben Gerd und mich ermüdet und unserem Leben seine Spontaneität und seinen Schwung genommen, obwohl Gerd als Ehemann nach wie vor ausgezeichnete Qualitäten besitzt. Ich muß mich seiner würdig erweisen und seine Tage auch aus der Distanz des großen Glücks so angenehm wie möglich gestalten. Doch dafür brauche ich die Zuversicht, daß es sich lohnt, neue Ziele anzusteuern. Sicher war die Geburt eines Kindes mein großes Ziel, aber nicht das einzige. Von klein auf träumte ich, Lehrerin zu werden. Auch wenn Frauen damals in unserer Kirche nicht ein so hohes Amt wie mein Vater bekleiden konnten, wollte ich auf jeden Fall einen Beruf ergreifen, in dem ich den Menschen nützlich sein konnte.

Ich hatte einen alten, verfallenen, aus Lehmziegeln gebauten Speicher mit zerschlagenen Fenstern und zerbrochenen Dachziegeln ausgemacht. Er lag direkt am Strand und wurde früher, als die Landwirtschaft noch eine größere Bedeutung besaß, von der Bauerngenossenschaft als Getreidespeicher benutzt. Heute diente er den Fußballanhängern dazu, die Spielergebnisse ihrer Mannschaft oder die Namen ihrer Angebeteten auf der Wand zu verewigen, wobei auch einige Gewerbebetriebe mit ihren Telefonnummern und einem werblichen Hinweis vertreten waren.

Eines Tages sprach ich Gerd auf den verrotteten Zustand des Speichers an.

„Das ist die Zukunft der Landwirtschaft dieser Region: Erinnerungen an alte Zeiten“, antwortete er ironisch.

„Und warum haucht ihr deine Gesellschaft nicht einen neuen Atem ein?“

„Was soll sie aus einem verlassenen Lagerhaus schon machen?“

„Warum nicht ein Kulturzentrum, in dem nicht nur Konzerte und Theaterstücke aufgeführt werden, sondern das auch als eine Art Volkshochschule dient, wo ich zum Beispiel Einführungskurse über Schiller oder Goethe geben könnte?“

Seine Augen leuchteten auf.

„Ein phantastischer Gedanke. Bravo, Karola. Ich bin stolz auf dich. Stell einen Kostenvoranschlag auf und geh gleich morgen ans Werk.“

Innerhalb von drei Monaten verwandelte sich die abgrund häßliche Ruine zum schönsten Gemeindegebäude der Gegend. Das kaputte Dach wurde heruntergerissen und erhielt herrliche rote Dachziegel. Auch die Wände wurden ausgebessert und mit einer kräftigen Ockerfarbe gestrichen, dazu wurden neue Fenster und Türen aus Holz eingebaut. Es wurde ein wirkliches Schmuckstück. Die Akzeptanz der Bevölkerung, vor allem der Frauen, bei der Aufstellung des kulturellen Programms war beeindruckend. Eindeutig hielt man den Bau des Kulturzentrums für die segensreichste Investition der Goldgesellschaft, obwohl das Investitionsvolumen nicht einmal zehn Millionen Drachmen betrug. Gerd war bei der Finanzierung des kulturellen Programms freilich besonders großzügig gewesen. Im ganzen laufenden Jahrhundert hatte der Kulturverein vom Staat nicht so viel Unterstützung bekommen, wie Gerd ihm inner-

halb eines Jahres zukommen ließ. Schon bald entwickelte ich mich trotz meiner geringen pädagogischen Erfahrung zu einer Lehrerin mit ausgefallenen Veranlagungen. Wie vorauszusehen wurde ich gebeten, Deutsch zu unterrichten. Schon bald mußte ich zwei Gruppen bilden, eine für Kinder und eine für Erwachsene. Mit Feuereifer gingen die Kleinen daran, meine Muttersprache zu lernen. Aber auch die Großen, obwohl einige behaupteten, daß die Männer nicht der Sprache, sondern mein wegen in den Unterricht kämen.

Als ich ihnen sagte, daß ich ihren Kindern die antike Welt und die Sprache von Homer nahebringen wolle, gerieten sie ganz aus dem Häuschen. Das wollte nicht in ihren Kopf: Eine Deutsche, die ihren Kindern Altgriechisch, die Sprache Homers, beibringt – unglaublich! Trotz meiner Befürchtung, ich würde sie mit meiner singenden erasmischen Aussprache, die man mir im Gymnasium beigebracht hatte, durcheinanderbringen, gab es keinerlei Probleme. Wie im Flug lernten die Kinder Altgriechisch.

Wie genoß ich es, unter den Kindern zu sein, sie zu streicheln und spontan umarmen und ihnen etwas vermitteln zu können!

Mit dem Engagement für das Kulturzentrum und der Arbeit mit den Kindern kehrte meine Freude zurück. Und allmählich wurde ich eine von ihnen, die sie verstanden und die sie verstand, die sie liebten und die sie liebte.

Das einzig Traurige dieser Geschichte war, daß sie einen Trennungsstrich zwischen mir und meinem Mann zogen.

„Karola ist etwas Anderes“, hörte ich sie sagen. Oder „Karola ist mit uns.“

Trotz der großen Anerkennung, die ich für ihn empfand, setzte sich unsere Entfremdung fort.

Einen weiteren Einschnitt in meinem Leben bedeutete der Ausbruch des Krieges in Kosovo. Ich lebte bereits das fünfte Jahr in Pentakto, doch obwohl ich überall angesehen war, fühlte ich mich wie ein Vogel mit gestutzten Flügeln. Gerd's großzügige Unterstützung des Kulturzentrums geschah nicht aus Überzeugung, sondern aus Kalkül, um gewissermaßen ein Zertifikat für das gesellschaftliche Verantwortungsbewußtsein der Goldgesellschaft vorlegen zu können und auf elegante Weise die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von einer eventuell bevorstehenden ökologischen Katastrophe abzulenken, die die Investition hervorrufen würde. Und ich war dabei nichts anderes als ein ausgeklügelter Faktor seines Ablenkungsplans. Ich fühlte mich dreckig und nichtig und war bereit, alles hinzuschmeißen. Die Trennung geschehe einvernehmlich und aus persönlichen Gründen, würde es in der Verlautbarung der Goldgesellschaft heißen. Nicht einmal mein Abgang wäre meine eigene Angelegenheit.

Der Krieg aber ließ die persönlichen Überlegungen, Probleme und Bitterkeiten in den Hintergrund treten. Wir sahen die Flüchtlingskarawanen, und unser Herz blutete. Wir freuten uns, daß der Westen endlich eingriff und damit bewies, kein Kaffeekränzchen von unfähigen Staatsmännern darzustellen, das zusah, wie ein als Staatspräsident maskierter Fleischer seinen Soldaten gestattete, wahllos zu vergewaltigen, zu schlachten und zu plündern.

Mir fiel allerdings ein wachsendes Mißtrauen unter der Bevölkerung auf, zwar kamen sie zu meinem Unterricht, aber an Unterricht war nicht zu denken. Alle sprachen über den Kosovo und darüber, was sie tun würden, wenn sie an der Macht

wären. Ein Glück, daß sie es nicht waren, dachte ich. Ich hörte ihnen geduldig zu, doch irgendwann platzte mir der Kragen:

„Hab ihr denn nicht im Fernsehen die Flüchtlinge gesehen, die Frauen, die ihre Kinder auf den Armen trugen, die Greise auf den Pferdewagen und die Menschen, die sich für einen von den Hilfsorganisationen in die Menge geworfenen Laib Brot umbringen?“

„Glaub nicht, was dieser Kasten zeigt, Karola. Wann haben sie schon mal die Wahrheit gezeigt? Warum sollten sie es ausgerechnet jetzt tun?“ antworteten sie mit völliger Selbstsicherheit.

Ich konnte sie einfach nicht begreifen.

„Und warum sollten sie die Wahrheit verschweigen?“ fragte ich sie und wurde wütend.

„Weil sie die Orthodoxen nicht ausstehen können!“

Was war das jetzt wieder für eine Sache?

„Aber seht ihr denn nicht Miloševićs Verbrechen?“ fragte ich.

„Sollen wir etwa glauben, was die uns im Kasten zeigen?“ empörten sie sich im Chor. (Ich glaubte mich unvermutet in die Antike zurückversetzt, wo ich auf der Agora in Athen den Auftritt des Chors aus einer Sophokles-Tragödie verfolgte.)

„Als ob der Westen eine Träne vergießt, weil fünf Kosovaren umgebracht worden sind!“ fuhr der Chor fort. „Wir wissen nicht, was die Serben getan haben und was die Kosovaren, um das Eingreifen des Westens zu provozieren. Und ihr mit eurem Humanismus! Warum greift ihr denn nicht auch in der Türkei ein, wo es den Kurden nicht einmal erlaubt ist, ihre Sprache zu sprechen? Das ist sogar ein NATO-Land! Oder habt ihr euch etwa daran gestört, daß nach der von den Türken geforderten Attila-Linie halb Zypern vereinnahmt wurde?“ schloß der Chor meiner Schüler gereizt.

„Und wer sind diese Gerechtigkeitsengel?“ legte der Chorführer nach. „Schauen Sie sich mal an, wie oft sie in den letzten Jahrzehnten ihre Hände in Blut getaucht haben.“

„Seht ihr nicht, daß ihr euch im Westen isoliert?“ fragte ich sie mit provokativem Pathos. „Nur ihr lehnt diese humanitäre Aktion ab!“

„Ja, freilich“, antworteten sie voller Spott. „Wir isolieren uns, weil wir die Wahrheit über politische Interessen stellen!“

Dabei beließen sie es durchaus nicht bei Worten, sondern sammelten auf dem Vorhof der Kirche Kleidung, Lebensmittel und Medikamente, um sie mit Lastwagen nach Thessaloniki zu bringen, um von dort über die serbische Kirche an die Notleidenden weiterverteilt zu werden. Es meldeten sich sogar drei einheimische Medizinstudenten beim Roten Kreuz, um die Verwundeten zu pflegen. Das beeindruckte mich so sehr, daß auch ich etwas tun wollte, anstatt immer nur die Leute zu kritisieren.

„Sollten wir im Kulturzentrum nicht ein Lager für Flüchtlinge einrichten?“ schlug ich Gerd vor.

„Das ist eine sehr gute Idee“, sagte er spontan. „Mach einen Kostenvoranschlag, und die Gesellschaft wird die notwendigen Mittel zur Verfügung stellen.“

Ich war froh, damit auch etwas beitragen zu können, um den Schmerz dieser armen Leute zu lindern, und ich dankte ihm für dieses deutliche Zeichen von Menschlichkeit.

„Menschlichkeit?“

Gerd sah mich versteinert an. Ich begriff sofort, daß in seinem Gehirn eiskalte Kalkülprogramme abliefen und fühlte mich verraten. Ich war außer mir und stürzte mich auf ihn. Am liebsten hätte ich ihn in Stücke gerissen. Doch er blieb bewegungslos und ließ es seelenruhig geschehen, daß meine Fingernägel sich in seinen Hals eingruben.

„Wie kannst du nur? Wie kannst du nur?“ schrie ich und weinte.

Ich rannte barfuß aus dem Haus zum Strand hinunter.

Gerd hatte mir den Gnadenschuß gegeben. Nun war das Glas ein für allemal zerbrochen.

Bisher glaubte ich, daß seine Reife und seine Menschlichkeit uns zusammengehalten hatten. Sein Geld war für mich unerheblich. Mit einem Mal fiel auch diese Menschlichkeit in sich zusammen. Schließlich fragte ich mich, ob Gerd überhaupt menschlicher Gefühle fähig war oder ob alles tatsächlich nur dem Geschäftskalkül geopferte Oberfläche war? Nicht um das Leiden der Flüchtlinge zu lindern, spendete er das Geld der Goldgesellschaft, sondern einzige und allein, um aus opportunistischen Erwägungen der Gesellschaft das Mäntelchen des humanen Engagements umhängen zu können! Das aber, so habe ich es in meinem Vaterhaus gelernt, zählt nicht.

Stundenlang irrte ich am Strand herum, ging zum Fluß und wusch meine Füße im Wasser des Strymonas, um mich anschließend in dem Gartenpavillon auszuruhen, der vor der Kulisse eines gepflegten Weinbergs zu einem mit Öl-, Mandel- und Kirschbäumen gesegneten Grundstück gehörte, auf dessen Rosenhügel ein von Lorbeerbäumen und Jasminsträuchern umstandenes Haus stand, das an ein monastisches Refugium erinnerte und um das ich den Besitzer heftig beneidete.

Zum zweiten Mal ging mir der Gedanke durch den Kopf, Gerd zu verlassen. Lebte ich schließlich nicht in einem goldenen Käfig? Und welchen Wert hatte das Gold im Käfig? Wäre die Ehe nicht ein heiliger Bund, hätte ich schon längst alles aufgegeben und mich davongemacht. Wohin? Darüber machte ich

mir keine Gedanken. Egal, wohin. Selbst in den Kosovo wäre ich gegangen, als Krankenschwester beim Roten Kreuz. Auf jeden Fall wollte ich etwas Positiveres tun, als ein verbrauchtes Luxusweib des blühenden Westens zu sein.

Vaters Worte fielen mir ein: „Du befindest dich in guten Händen. Um dich brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen.“

Demnach muß er sich doch Sorgen um mich gemacht haben. Vielleicht dachte er, daß ich es nicht schaffte, einen falschen Weg einschläge und verlorenginge. Dabei hatte ich mich persönlich einwandfrei gefühlt. Manchmal übertrieb ich freilich mit den Demonstrationen, an denen ich mich beteiligte. (Nicht nur einmal kam ich mit blutendem Kopf nach Hause zurück.) Aber auch er fand, daß ich im Recht war und daß wir für das Recht kämpfen müssen. Niemals hat er zu mir gesagt: „Tu das nicht“. Es ging ihm ausschließlich um mich. Deshalb hatte ich mir geschworen, ihn niemals zu enttäuschen.

„Du sollst Gerd lieben“, hatte er zu mir gesagt, „und ihn achten, er ist eine gute Seele.“

Sicher lag mein Vater damit nicht völlig daneben. Vielleicht war Gerd ja auch irgendwo im Recht. Es gibt sicher Dinge, die ihn binden und mir unbekannt sind. Er redet sowieso nicht allzuviel über seine Arbeit. Warum eigentlich? Bin ich nicht seine Frau? Hat er kein Vertrauen zu mir?

Ich werde noch einmal Wasser in meinen Wein tun, sagte ich mir. Meinem Vater zuliebe, nicht weil ich daran glaube. Ich werde Gerd für mein kindisches Verhalten um Entschuldigung bitten. Mein Gott, ich habe ihn blutig gekratzt! Die Leute werden es sehen und sich über uns lächerlich machen. Ich entschloß mich, das Geld der Goldgesellschaft für die Betreuung der Flüchtlinge anzunehmen. Es ist Geld und Geld hat eine Kaufkraft. Aber vorher will ich ins Kloster gehen, um mit der

Äbtissin zu reden. Sie jedenfalls versteht meinen Schmerz über das Ausbleiben eines Kindes und daß ich nicht nur eine Begünstigte der Globalisierung bin, sondern auch ihr Opfer.

Ich hatte mich ein wenig beruhigt, soweit man sich beruhigen kann, wenn in der Nachbarschaft der Krieg tobt, als die Einwohner erneut eine Steinschlacht mit Gerds Gesellschaft auslösten, weil er sich ausgerechnet für den Bauplatz bei den alten Förderanlagen entschieden hatte, die in der Nähe der antiken Funde lagen. Und wieder saß ich zwischen zwei Stühlen. Doch die Einwohner hielten mich für eine von ihnen und beschwerten sich offen bei mir, daß die Gesellschaft im Namen des Profits ihr kulturelles Erbe zerstöre.

„Dabei gibt es zwölf bessere Bauplätze!“ schimpften sie. „Sie wollen dort nur bauen, weil es weniger kostet! Zum Teufel mit ihrem Gewinn!“

Was sollte ich Gerd sagen? Daß ich ebenfalls dagegen war? Ich, die ich mit ihm das Dach, den Tisch und das Bett teilte? Ich wurde immer verschlossener und verfolgte mein eigenes Programm. Zum Glück wurde es Sommer und erwärmte sich das Meer, so daß ich weit hinausschwimmen und mich an den grünen Landzungen mit den goldenen, sich in der tiefblauen Ägäis verlierenden Sandstränden erfreuen und Orpheus' Berg betrachten konnte. Ich weiß selbst nicht, warum ich so weit hinausschwamm. Vielleicht weil ich nichts zu verlieren hatte. Was würde auch schon geschehen, wenn ein Hai auf mich stieß? Wäre es nicht ein kleiner Verlust? Das Leben zog sich so unendlich dahin. Ich siechte dahin, ich lebte nicht. Meine ganzen Träume waren geschlachtet worden, und ich lebte in einer Welt, die ich nicht verstand und die mich nicht begriff.

Eines Morgens schwamm ich den Sonnenstrahlen entgegen und entfernte mich weit von der Küste. Plötzlich spürte ich einen Krampf im Rücken.

Mein Gott, wie lange war ich schon im Wasser? Wie sollte ich den langen Weg wieder zurücklegen?

Ich drehte mich auf den Rücken und ruhte mich aus. Ich muß fast eingeschlafen sein, als ich das leise Surren eines Motors hörte. Ich öffnete die Augen und sah ich ein Schnellboot auf mich zukommen, das ein großer Mann um die fünfzig mit schön gezeichneten Gesichtszügen und schwarzem, an den Schläfen ergrautem Haar lenkte.

„Sind Sie in Ordnung?“ hörte ich seine Baßstimme, als das Boot neben mir zu stehen kam.

„Nur ein wenig müde“, sagte ich lächelnd.

„Dann kommen Sie aufs Boot, so werden Sie jedenfalls rascher an Land kommen als schwimmend.“

Er packte meine Handgelenke und zog mich hoch.

„Mein Gott, was für ein Fang!“ entfuhr es ihm.

Unwillkürlich brachen wir in Gelächter aus.

Er gab mir einen Zwieback aus Roggenmehl und fuhr ruhig auf die Küste zu. Er machte das Boot an der Boje vor dem Bootshaus fest und ließ sich ins Wasser gleiten, das ihm bis zur Taille reichte. Dann packte er mich an der Hüfte und half mir hinunter. Die Berührung seiner Finger brachten meinen Körper zum Glühen.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten?“ fragte er und deutete zu seinem Landgut hin.

„Gern! Außerdem haben Sie mir schon oft Schatten gespendet.“

„Ach, der Gartenpavillon“, lachte er. „Habe ich übrigens selbst gebaut! Der Rest stammt von meinen Vorfahren. Viel

Freude hatten sie wohl nicht daran. Alles Kapitäne auf Segelschiffen, und alle landeten wie mein Vater auf dem Friedhof.“

„Sind Sie auch Seemann?“

„Nicht ganz. Als meine Mutter das Diesseits segnete, begann ich als Arzt auf Passagierschiffen zu fahren. Ihr zuliebe bin ich nicht Seemann geworden. Ich habe übrigens in Deutschland Medizin studiert. Wissen Sie, das Schiff meines Vaters wurde im Zweiten Weltkrieg torpediert. Er war Offizier auf der *Citta di Genova*, die die demokratischen Offiziere vom Nahen Osten an Bord hatte, die in Europa kämpfen sollten. Angeblich haben es die Deutschen versenkt, aber in den Wehrmachtsarchiven findet sich kein Hinweis darüber. Wahrscheinlich wurde es von unseren eigenen Verbündeten, den Engländern, versenkt, jedenfalls hat keiner der demokratischen Offiziere überlebt.“

Unterhalb des Landgutes, wo uns der Weg am Weinberg vorbei durch den blühenden Obstgarten führte, gingen wir die steinernen Stufen zur Veranda hinauf, um uns auf die Holzbank zu setzen.

„Ich habe Sie bis heute hier noch nicht gesehen. Wo wohnen Sie?“ fragte ich ihn.

„Bis vor kurzem in Athen. Aber jetzt habe ich mich selbst nach hier verbannt!“

„Das ist kein allzu schlechter Ort für eine Verbannung! Aber warum haben Sie sich verbannt, wenn ich fragen darf?“

Einen Augenblick lang sah er mich abschätzend an, als zögerre er, mir das Innere seiner Seele zu offenbaren.

„Wissen Sie ...“

„Karola!“

„Ich heiße Aristidis. Wissen Sie, ich wollte auch mal etwas für das Vaterland tun. Das ist Tradition in unserer Familie. Als ich für einen Regierungsposten vorgesehen wurde, prallte die

Liebenswürdigkeit meiner Feinde auf mich ein, die mich als nationale Gefahr hinstellten und dafür sorgten, daß ich aus der Regierung ausgeschlossen wurde, ohne daß dabei auch nur ein einziger meiner Freunde den kleinsten Finger zu meiner Ehrenrettung gerührt hätte. Daraufhin habe ich beschlossen, mich auf mein Landgut zurückzuziehen und Fischer und Landwirt zu werden. Ich hab noch ein bißchen Zeit: ich bin erst eine Woche hier.“

Er reichte mir kaltes Wasser, einen Löffel mit Zucker und Quitte mit etwas Tcipouro.

„Das *nasse Feuer*“, sagte er lachend. „Kommt aus diesem Weinberg. Wie schmeckt's? Wird übrigens von meinem Gärtner hergestellt. Beste Qualität für Spitzkenner.“

„Dann sollte ich es öfters probieren!“

„Aber sicher! Eines Tages werde ich Ihnen auch meinen Weinkeller zeigen.“

Ich erhob mich. Langsam mußte ich nach Hause zurückkehren.

„Wohnen Sie hier in der Nähe?“

„Nicht allzu weit. Zwei, drei Kilometer weiter unten habe ich ein kleines Haus.“

Alles, was ich ihm sagte, war irreführend. Pentakto war nicht weiter als einen Kilometer entfernt, außerdem wohne ich eher in einem kleinen Palast als in einem kleinen Haus. Ich fühlte aber, daß zwischen uns sich etwas entwickeln würde, und auf keinen Fall wollte ich, daß er erfuhr, wer ich war.

„Wohnen Sie schon lange hier?“ fragte er mich.

„Einige Jahre. Ich schlage mich mit Deutschunterricht so durch.“

„Ich hoffe, wir sehen uns wieder ...“

„Sicher. Ich bade jeden Morgen hier und ruhe mich oft in

Ihrem Gartenpavillon aus. Aber ich gehe auch oft zum Kloster am Pangäo, um mich mit der Äbtissin zu unterhalten. Meistens laufe ich dann noch bis zum Gipfel und lausche der Flöte des Hirten.“

Aristidis lachte.

„Schließlich werden Sie sich noch besser hier auskennen als ich.“

Ich genoß mein kleines Geheimnis. In der Folge stieß ich regelmäßig auf ihn, entweder am Strand oder im Meer. Kein Wort an Gerd. Das geht nur dich was an, versuchte ich mich zu rechtfertigen. Das verschönert dein Leben und schadet keinem.

Eines Morgens begann ich Tagebuch zu führen.

Wie kommst du jetzt nur darauf? fragte ich mich, in deinem ganzen Leben hast du noch kein Tagebuch geführt.

Da begriff ich, daß ich verliebt war. Ob es Aristidis schon gemerkt hat?

Aber sicher! sagte ich mir. Würde ein reifer Mensch sonst so viel Zeit vergeuden, wenn er nicht wüßte, daß du in ihn verliebt bist?

Und er? Kochte hinter der Selbstbeherrschung des Seemanns schon der Kessel unter Hochdruck?

Seine Geradlinigkeit schätzte ich außerordentlich. Er drückte das aus, was er dachte. Ohne Hinterhältigkeit, Anspielungen oder Berechnung.

Als ich ihn fragte, was er von dem Krieg halte, sah er mich erstaunt an.

„Ist das Krieg? Unter Krieg versteh ich Soldaten, die aufeinander schießen. Krieg, das sind Kanonen und Flugzeuge, die sich in der Luft bekämpfen. Hier verstecken sich die einen und

die anderen werfen Bomben aus viertausend Metern Höhe. Anstatt die Artillerie anzugreifen, greifen sie Krankenhäuser, Brücken und Karawanen ausgezehrter Flüchtlinge an.“

Seine Worte klangen hart, aber überzeugend. Dennoch lösten sie bei mir Zweifel aus. Schließlich brauchte nicht alles so zu sein, wie es das westliche Fernsehen darstellte. Vielleicht gab es für manches eine andere Erklärung.

Offensichtlich schätzte er den Kontakt mit mir: Wie könnte er sonst so viel Zeit für mich erübrigen? Einmal waren wir sogar bis zum Pangäo hochgestiegen. Vor dem Kloster hatte er gewartet, bis ich am Hochaltar der Kirche eine Kerze angezündet hatte.

„Kommen Sie doch auch hinein, um zur Mutter Gottes zu beten“, schlug ich ihm vor.

„Ich bin noch nicht so weit. Wenn ich eines Tages meine Beichte abgelegt habe, werde ich schon von ganz alleine kommen.“

Ich lachte. Dieser Seebär hatte offensichtlich noch nie einen Fuß in eine Kirche gesetzt!

Eines Tages sagte mir die Äbtissin:

„Aristidis ist eine gequälte Seele. Wenn du ihm ein wenig Aufmerksamkeit schenkst, wird er bestimmt ein guter Freund für dich.“

Ihr Ratschlag kam zu spät, denn dieser Mann eroberte immer mehr meine Seele. Wie ein Magnet zog er mich in eine berauschende, traumhafte Welt.

Eines Tages traf ich auf einem Spaziergang seinen Gärtner, der in der Nähe des Gartenpavillons einen Topf mit Meerwasser füllte.

„Na, was tust du Gutes, Kostas?“

„Kakavia, Karola. Fischsuppe für meinen ‚Albaner‘ dort.“

Er zeigte zum Weinberg, wo ein robuster Mann mit Stirntuch mit hochgekrempten Hosenbeinen und aufgeschlagenen Hemdsärmeln den Boden beharkte.

„Er muß großen Appetit haben“, sagte ich. „Vorausgesetzt, er ist tatsächlich so einsatzfreudig, wie es den Anschein hat.“

„Der? Der versetzt Berge. Seit heute Morgen hat er fast den halben Weinberg umgegraben.“

Tatsächlich: auf der linken Seite strahlten sie Weinstöcke in Reih und Glied aus der duftenden kastanienbraune Erde, an der sich die Sonne ergötzte.

Der Arbeiter hielt einen Augenblick inne und streichelte zärtlich die Weinblätter.

„Sieh mal“, sagte der Gärtner, „jetzt spricht er zu ihnen.“

„Und was sagt er, Kostas?“

„Komm, laß uns lauschen.“

Wir näherten uns auf Hörweite. Er schien uns überhaupt nicht zu beachten. Ich wunderte mich, als ich Aristidis Stimme hörte. Er muß doch unsere Schritte gehört haben! Er drehte sich aber nicht um, sondern fuhr fort, die Blätter zu streicheln.

„Du wirst ein prächtiger Weinberg und uns Muskattrauben schenken, nicht wahr? Süß wie Most wirst du, daß die Amseln davon kosten und trunken werden und ihren Weibern vorsingen, daß die Welt zu jubeln beginnt. Wir werden nach schönen Jungfrauen schicken, die eure jungen Triebe abbrechen. Und im September wird das junge Volk die Trauben unter lautem Jubel lesen. Wir werden wunderbaren Wein herstellen und Tsipouro ...“

„Aristidis, dein Weinberg ist aber anspruchsvoll“, unterbrach ich ihn.

Er wandte sich um und lächelte mir zu.

„Das ist kein Weinberg, Karola, das ist meine Seele. Und die Seele meiner Großeltern, die über dem Gut schwebt.“

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Ich sah ihn an und wünschte mir auf der Stelle ein Kind von ihm.

In der Folge pflanzte er fünf Weinstöcke. Erst tropfte er etwas Wein in das Loch, dann grub er die Wurzel ein und deckte sie mit lockerer Erde zu. Als er mit dem Pflanzen fertig war, war die Flasche fast noch bis zur Hälfte voll.

„Komm, Karola, jetzt wollen wir einen für den Großvater ausgeben“, sagte er.

Wir gingen an den obersten Rand des Gutes, wo der Großvater neben dem Fluß in einem Marmorgrab ruhte. Unter seinem Foto brannte ein Öllämpchen. Aristidis blieb stumm vor dem Grab stehen, dann goß er langsam den Wein über die Erde.

„Mein Vorfahre war ein Genießer! Er war es, der diesen Weinberg gepflanzt hat. Er hat die großen Zisternen gebaut, in denen die Weintrauben getreten und der Most gewonnen wird. Er brachte auch die großen Kessel hierher, in denen der Tsipouro gebrannt wird.“

Wie mochte sein Großvater ausgesehen haben, fragte ich mich, hatte Aristidis Ähnlichkeit mit ihm?

„Die Weinlese war schon ein wildes Treiben“, fuhr er fort. „Wir Jungen traten die Weintrauben, barfuß und in Unterhosen, in der Hand einen Dreizack. Wir versanken wie Teufelchen in der Zisterne. Unten rann der Saft. Als wir müde, verschwitzt und nach Trauben und Wein riechend rauskletterten, stürzten wir uns auf den Kuchen, den Mutter aus Most und Mehl für uns gebacken hatte. Ganze Blechkanister mit Kürbisstücken angereicherten Most hatte sie gefüllt, damit wir das ganze Jahr über davon essen konnten.“

Auf dem Rückweg fiel mir auf, daß seine Hände von den Weinstöcken zerrissen waren und sich sein Blut mit der Erde vermischt hatte.

„Ein wenig Jod auf deine Wunden könnte nicht schaden“, sagte ich.

„Laß das Blut mit der Erde in meine Adern dringen“, antwortete er. „Ich will wissen, daß es in mir fließt ...“

Dann kam jener Sonntag, der mein Leben verändern sollte. Gerd hatte schlecht geschlafen und war am Frühstückstisch übel gelaunt.

„Wegen des dummen Bocks verlieren wir unseren Sonntag!“ schimpfte er.

„Wen meinst du?“

„Der Bischof hat unsere Gesellschaft und die Bürgermeister zu sich gebeten, um auf dem Vermittlungsweg eine Lösung zu finden.“

„Und? Was ist dabei so schlecht?“

„Daß ich anstatt meinen Tag mit dir zu genießen, gezwungen bin, mir sein Geseire anzuhören. Außerdem haben die Bürgermeister einen neuen Vertreter eingesetzt, also kann ich dem wieder alles von Anfang vorkauen, wobei dann noch fraglich ist, ob er auch alles begreift.“

Griesgrämig brach er auf. Am Nachmittag kehrte er glückstrahlend wie Gott Apoll persönlich zurück und brachte Aristidis mit.

„Karola, darf ich dir einen Freund aus meiner Studentenzeit vorstellen?“ begrüßte mich Gerd.

„Meinst du Aristidis?“

„Kennt ihr euch?“ fragte er mich überrascht.

„Ich habe sie einmal auf hoher See ins Schlepp genommen“, lachte Aristidis.

„Aber nein, das übersteigt meine Phantasie“, sagte Gerd.
„Zwei Zufälle an einem Tag, das ist zu viel.“

Aristidis lachte herzlich auf.

„Ich habe Karola schon oft gesagt, sie möge sich nicht soweit aufs Meer hinauswagen“, sagte Gerd. „Aber sie hört einfach nicht auf mich. Hoffentlich macht sie nicht einmal die Bekanntschaft mit einem Hai.“

„Hab keine Angst, alter Freund, sollte Karola irgendwann einmal einem Hai begegnen, wird er bestimmt einen Bückling machen, *Meine Verehrung, Allerwerteste!* flöten und beglückt von dannen schwimmen.“

Gerd genoß offensichtlich das Wiedersehen mit seinem Studienfreund, und ich war froh, daß mein kleiner Seitensprung ein Ende hatte und ich mit Aristidis nun ungezwungen sprechen konnte.

„Wie war eigentlich eure Sitzung?“ wollte ich wissen.

„Wenn zwei Freunde verhandeln, kann sie gar nicht schlecht sein“, meinte Gerd.

„Vertrittst du die Bürgermeister, Aristidis?“ erkundigte ich mich.

„Offenbar der Not gehorchend“, antwortete er lächelnd. „Ich nehme an, daß sie mich zu ihrem Sprecher gemacht haben, weil man sie in Athen für Extremisten hält und sie ihr Image aufbessern wollten.“

„Irgendeine Logik wird es schon geben“, sagte ich.

„Das ganz sicher. Ob es uns jedoch der Wahrheit näherbringen wird, ist die große Frage.“

Gerd sagte kein Wort.

Ich ahnte nichts Gutes, jetzt würden nicht nur Ansichten, sondern auch Freundschaften aufeinanderprallen.

„Seitdem ich hier bin, habe ich leider aufgehört zu kochen“, sagte ich zu Aristidis. „Und sonntags hat unsere Köchin frei. Ich habe auch gar nichts Besonderes im Haus, das ich anbieten könnte.“

„Mach dir keine Sorgen, Karola. Ein Anruf nach Pangäo in der Waldwirtschaft genügt und der Jäger macht sich auf und erlegt ein Wildschwein. Abends um neun wird es am Spieß gebraten auf uns warten. Und dann werden wir mit den Bouzoukispielerln feiern, daß die Wände wackeln. – Nach wie vielen Jahren haben wir uns eigentlich wieder getroffen, Gerd? Zwanzig?“

„Mehr.“

„Sag das nicht, sonst hält uns Karola für alte Knacker!“

„Mir gefallen die älteren Männer!“ warf ich fröhlich ein.

Wir kamen relativ zeitig an. In etwa tausend Meter Höhe lag oberhalb des Klosters in einem dichten Laubwald versteckt eine aus dicken finnischen Baumstämmen gebaute Blockhütte, von wo aus man einen schönen Blick auf das Tal hatte.

Auf dem Hof drehte sich an einem länglichen Spieß ein kleines Ferkel. Der Saal im Inneren des Hauses war ganz aus Holz. An den Wänden hingen Fotos aus der Umgebung. Auf drei zusammengerückten Tischen standen Teller, Gläser, Tsipouro und Wasser. Außer dem Besitzer der Taverne und seiner Frau, beide Aristidis' Freunde, erschienen ein Priester mit seiner Frau und ein Lehrer. Sie setzten sich an unseren Tisch. Die Musikanten würden später kommen, sobald wir den Braten vom Feuer genommen hätten.

Kaum hatten wir den ersten Schluck zu uns genommen, wurde das Fernsehprogramm unterbrochen, um eine Sondernachricht durchzugeben. Man sah, wie ein Flüchtlingstreck auf einer Brücke von einer Bombe getroffen wurde. Kurz darauf fiel in einem Gespräch mit einem Vertreter der NATO der Begriff *Collateral damages*.

„Was heißt das?“ fragte der Priester.

„Nebenschäden“, übersetzte der Lehrer.

„Verstehst du das, Aristidis?“ fragte der Wirt.

Aristidis überlegte einen Moment, dann antwortete er mit einem ironischen Lächeln:

„Es ist etwa, als würde ich bei der Geburt deines Sohnes helfen und ihm dabei an Stelle der Nabelschnur sein Schwänzchen durchschneiden und als Entschuldigung angeben, daß es zu lang gewesen wäre und ich mich geirrt hätte.“

Die anderen bogen sich vor Lachen. Ich geriet jedoch plötzlich ganz aus der Fassung.

„Das ist das Unwort des Jahrhunderts!“ schrie ich. „Es ist wie das *Arbeit macht frei* der Nazis über dem Tor von Auschwitz.“

Alle Augen richteten sich auf mich. Obwohl sie nicht Deutsch verstanden, hatten sie sicher einige Wörter aufgeschnappt, die ihnen genug verrieten. Ich war so durcheinander, daß ich gar nicht mitbekam, was in meiner Umgebung gesprochen wurde.

„Wie können sie uns so hinters Licht führen?“ fragte ich wütend.

Der Priester füllte mein Glas mit frischem Wasser und reichte es mir.

„Trink ein wenig, das wird dir guttun.“

Gerd sah mich stumm an und sagte kein einziges Wort. Ich sah, wie unwohl er sich fühlte. Vielleicht spürte er die Kluft zwischen uns.

Plötzlich entbrannte eine Diskussion. Diese Griechen sind schrecklich, sobald sie zu politisieren beginnen. Entweder du machst dich davon, oder dein Schädel wird dir platzen. Ich bin allerdings die Letzte, die sich davonmacht.

Jetzt wurde ein junger Pilot interviewt und fesselte unsere Aufmerksamkeit.

„Was sagt er?“ fragte mich die Frau des Priesters.

„*I do my job!*“ wiederholte ich laut. „Ich tue meine Arbeit!“

„Bravo!“ rief der Lehrer voller Sarkasmus. „Tolle Arbeit, Bomben zu werfen! Du wirst es weit bringen, mein Kleiner!“

Aristidis sah mich lächelnd an und legte den Zeigefinger an die Stirn.

„Kannst du dich erinnern, wie ich dir sagte, das sei kein Krieg?“ fragte er mich. „*Ich tue meine Arbeit*, sagt der Junge. Er führt keinen Krieg. Deshalb nennen sie ihn auch *campaign*.“

„Ja, ja, vom Kleinen und vom Verrückten erfährst du die Wahrheit“, sagte der Priester.

Gerd mußte wohl spüren, daß man ihn in dieser Runde als den ausländischen Aggressor ansah. Doch er bewahrte Haltung und setzte zu einer ruhigen Rede an, die Aristidis übersetzte.

„Ich frage mich oft, wo sich das Recht befindet. Sicher ist der Krieg etwas Schlechtes. Ist aber das Flüchtlingsproblem dadurch etwas Besseres? Und hat jeder Schlachter das Recht, innerhalb seiner nationalen Grenzen zu morden, Häuser niederzubrennen und Frauen zu vergewaltigen? Kann da die internationale Gemeinschaft tatenlos zusehen? Ist es nicht vielmehr richtig, das Recht dieser schutzlosen Menschen zu verteidigen?“

Stille breitete sich aus.

Kurz darauf antwortete ihm Aristidis:

„Deine Argumente, Gerd, sind richtig. Trotzdem sind sie weit von der Wahrheit entfernt.“

„Warum?“ wollte Gerd wissen. „Was ist die Wahrheit? Wer bestimmt sie?“

„Ich brauche keinen, der mir sagt, was Wahrheit und was Gerechtigkeit ist“, schaltete sich der Priester ein. „Das sagt mir mein Herz. Wer sich ein aufrichtiges Herz bewahrt hat, egal, auf welchem Fleck unserer Erde er sich befindet, weiß, was ich meine. Und wir alle wissen, daß dieser Krieg ungerecht ist.“

7

Gegen neun Uhr begann der Koch, das kaum zehn Kilo schwere Ferkel kunstvoll zu zerteilen. Dazu tranken wir Tsipouro. Die Musiker kamen und die Laune stieg.

„Aristidis, tanz doch das Lied über das dreifach Gute, *Trikala*“, sagte Gerd.

Lachen flammte auf, und die Bouzoukispieler begannen zu spielen:

*In einer engen dunklen Gasse in Trikala, der kleinen Stadt,
erschossen sie in einer Nacht
den Sakaflias.*

*die Leute weinten auf der Straße
um diesen guten jungen Mann,
der sich nun nicht mehr rühren kann.*

Aristidis erhob sich und rückte die Stühle beiseite. Wie ein Adler breitete er die Arme aus und wog sich im Rhythmus. Er sah uns aus halbgeschlossenen Augen an und begann zu tanzen...

Der Priester schlug den Saum seiner Kutte hoch, kniete sich vor ihm nieder und klatschte in die Hände. Aristidis drehte

sich im Takt der immer schwungvoller einsetzenden Musik, schlug mit der Hand gegen den Fuß, ließ sich auf die Knie fallen und schnellte wie eine Feder wieder hoch. Er schnalzte mit den Fingern, warf den Kopf nach beiden Seiten, wieder ließ er sich fallen, berührte mit den Handflächen den Fußboden, schnellte wieder hoch und breitete seine Arme aus, um wie ein stolzer Adler von neuem seine Kreise zu ziehen.

Gerd leerte einige kleine Teller, kniete sich neben dem Priester, der temperamentvoll weiterklatschte, um sie anschließend genüßlich einen nach dem anderen auf dem Fußboden zu zerbrechen.

„Das nenn ich Laune!“ rief der Lehrer begeistert, als der Tanz beendet war.

Aristidis traten erbsengroße Schweißtropfen auf die Stirn.

Gerd umarmte ihn und führte ihn zu seinem Stuhl.

„Alter Freund, das dreifach Gute!“

Erneut traten die Gabeln in Aktion, erneut stießen wir die Gläser gegeneinander.

Kurz vor elf Uhr verlangte am Handy ein Inspektor nach Gerd und teilte ihm mit, daß die Erdbohrer inzwischen heimlich eingetroffen seien. Der Zeitpunkt Sonntagnacht war mit Bedacht gewählt, um die Erdbohrer von den Leuten unbedingt verladen zu können.“

„Ich werde dringend in der Firma erwartet“, sagte Gerd.

„Schade, sehr schade“, riefen alle am Tisch. „Wie können Sie uns einen solchen Abend verderben?“

„Bleib, Karola“, sagte er zu mir. „Du kannst ja mit Aristidis zurückfahren.“

„Wenn dich die Polizisten kontrollieren“, sagte der Lehrer, „schick sie zu uns. Es ist noch genug Essen da, und zu trinken haben wir auch noch für sie.“

Mich packte ein seltsames Vorgefühl. Ich muß mit ihm gehen, sagte ich mir, ich bin durch mich selbst gefährdet, ich spüre, wie die Sehnsüchte mich zu verbrennen drohen und die Schleusen der Phantasie und meines Herzens sich magisch zu öffnen beginnen.

Gerd erhob sich, um zu gehen.

Ich sprang auf.

„Aristidis hat diese schöne Feier für uns organisiert, Karola, bleib wenigstens du“, flüsterte mir Gerd zu.

Das war ein Befehl. Ich gehorchte. Zur Freude der Tischgenossen, sie fühlten sich jetzt wohler, weder brauchten sie zu übersetzen noch sich durch Gerds achtunggebietende Persönlichkeit Zurückhaltung auferlegen lassen.

„Hoch die Gläser, Karola“, rief der Priester. „Auf einen Zug...“

Dann tanzten sie Tsifteteli. Die Frau des Wirtes nahm meine Hand und zog mich aufs Parkett. Sie wollte mit mir tanzen. Ein Lied folgte dem anderen, und die Musikinstrumente wollten nicht verstummen.

Ich genoß es, mich im Rhythmus der Musik zu wiegen und – ach, und die Augen der Männer wurden gläsern.

Später tanzten wir auch Chasaposerviko.

Aristidis legte seine Hand auf meine Schulter, und ich tat es ihm gleich. Ich folgte seinen Schritten, vorwärts, zurück, seitlich, hoch, runter. Der Geruch seines Körpers drang mir in die Nasenlöcher und machte mich wild. Mich packte der Wunsch, seine Schulter loszulassen und mich an seinen Hals zu werfen. Ich lockerte ein wenig meinen Griff, doch Aristidis hielt mich fest.

Das Fest dauerte bis nach Mitternacht. Obwohl wir sicher viel getrunken hatten, hielten der gute Braten, die Salate und

die mit Olivenöl zubereiteten Speisen unsere Hirne klar. Ich jedenfalls hatte meine Grenzen überschritten, war aus meinem Körper gekrochen und hatte mich mit Aristidis vereinigt. Bevor wir das Treffen auflösten, zwinkerte der schnauzbärtige Bouzoukispieler Aristidis zu und sagte:

„Auf zum letzten Tanz. Die Frankosyriani. Eine Bestellung von Karola. Aristidis, erhebe dich ...“

Ich biß mir auf die Lippen. Sie hatten mich durchschaut. Ich werde mich lächerlich machen ...

Aristidis warf mir einen Blick voller Zärtlichkeit zu.

„Für dich, Karola“ sagte er und packte, als er bei mir vorbeikam, meine Hand und zog mich auf die Tanzfläche. Wir drehten uns mit langsamen Bewegungen, und er sang leise:

*Eine Flamme ist entfacht in meinem Herzen,
als ob du mich verzaubert hättest, süße Frankosyriani ...*

Jetzt erhoben sich alle von ihren Stühlen, bildeten einen Kreis um uns und begannen zu klatschen. Ich verlor den Kopf, tanzte neben Aristidis, hob mich auf die Fußspitzen und breitete die Arme aus, als wäre ich ein Schwan und könnte fliegen.

An das Ende des Tanzes kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, daß ich stolperte. Aristidis gelang es, mich aufzufangen, und ich schlang meine Arme um seinen Hals, um nicht zu fallen. Von den Knien bis zu den Brüsten drückte sich mein Körper an ihn und ich fühlte, daß die Leidenschaft über meine Kräfte ging.

Langsam fuhren wir den Berg hinab. Er lenkte vorsichtig den Wagen.

Als wir über die Brücke kamen, sagte ich:
„Gehen wir zu dir ...“
Es war unsere schicksalhafte Nacht.

8

Einem Unglück folgen zehntausend weitere. Dieser Spruch, den ich seit meiner Studentenzeit kenne, fand seine völlige Bestätigung. Schlimm ist, daß nicht ein Unglück nach dem anderen kam. Wäre alles der Reihe nach gekommen, hätte ich es vielleicht bewältigt. Aber die Schicksalsschläge hatten mich auf einen Schlag umringt, um von allen Seiten auf mich einzuschlagen und mich zu Staub zu zermahlen. Wem sollte ich mich zuerst widersetzen? Meiner Liebe zu Aristidis oder meinen Gewissensbissen wegen meiner Untreue zu Gerd? Ich warf mir vor, dieses irdische Paradies in einen Alptraum verwandelt zu haben, denn die Regierung, die ich gewählt hatte, ließ mit unseren Steuermitteln Menschenleben verschwinden, machte Staaten dem Erdboden gleich und vergiftete die Erde, die Luft und die Meere.

Ich fühlte mich völlig zerrissen und versuchte, in meinem Tagebuch die Stücke von mir wieder zusammenzufügen.

Schmerzlich war, daß ich die ganze Verantwortung völlig allein auf mich nehmen mußte, denn ich hatte nicht den Mut, mich der Äbtissin anzuvertrauen, ich hätte sie wohl unwiederbringlich enttäuscht. Ebensowenig hatte ich nicht das Recht, Gerd zum Teilhaber meiner Nöte zu machen. Man haut nicht mit der Axt auf die Säule, die einen stützt. Der einzige, mit dem ich sprechen könnte, war Aristidis. Aber Aristidis mied mich seit jener Nacht systematisch und flüchtete sich in einen blin-

den Aktionismus. Ständig traf er sich mit den Bürgermeistern, um über Gegenmaßnahmen zum Bau der Goldgewinnungsanlage zu beraten. Deshalb vermied er auch den Kontakt mit Gerd zusammen, um sich nicht den Vorwurf einzuhandeln, er mache gemeinsame Sache mit der Gesellschaft. Doch ich spürte, daß ich der tiefere Grund war, weil er meiner Liebe nicht entsprechen konnte oder wollte.

Ich befürchtete, verrückt zu werden. Ich wurde von den extremsten Gedanken heimgesucht und ich versuchte, mir den Leitspruch des alten Sokrates zu eigen zu machen: Die Gefühle müssen sich der Logik unterwerfen. Aber, o, Sokrates, wer vermag in einer solchen Situation denn solche Vernunftsparolen wie *Bemüh dich, denke positiv, mach was!* umzusetzen? Mach was! Aber was?

Schließlich kam mir eine Idee, über die ich mich selbst wunderte und die hinterhältiger war, als ich es mir eigentlich zugeschaut hätte. Ich würde einen Köder auslegen, den Aristidis nicht verschmähen könnte.

Am nächsten Tag suchte ich sehr zeitig Aristidis' Haus auf. Er machte sich draußen gerade an seinem Boot zu schaffen. „Aristidis, mir ist eine Idee gekommen, die für dich und die Bürgermeister eine große Unterstützung sein könnte“, begrüßte ich ihn.

Er sah mich erstaunt an.

„Ich wüßte, wie man wenigstens provisorisch die Bauarbeiten für die neue Goldgewinnungsanlage unterbinden könnte.“

„Wie denn?“

„Indem ihr die Erdbohrer, die sie für die Bodenuntersuchungen benutzen, zerstört. Es werden Monate vergehen, bis neue kommen.“

„Und wie stellst du dir das vor?“

„Die Hunde, die das Gelände bewachen, kennen mich. Sie schlagen bei mir nicht an, verstehst du?“

Er war neugierig, worauf ich hinauswollte.

„Unser Gärtner hält in seiner Fischerhütte Dynamitstäbe versteckt“, fuhr ich fort. „Es wär kein Problem für mich, einige zur Seite zu schaffen.“

„Und warum willst du das machen, Karola?“ fragte er mißtrauisch.

„Ich liebe diesen Ort. Schließlich muß ich auch was tun ...“

Ich konnte nicht mehr an mich halten und begann zu weinen. Er nahm mich zärtlich in die Arme und streichelte mein Haar. Aber er küßte mich nicht, obwohl ich am ganzen Körper zitterte.

„Kannst du morgen nach Mitternacht dein Haus verlassen?“ fragte er.

„Natürlich“, antwortete ich. „Wenn Gerd sich schlafen gelegt hat, werde ich den Hund am Strand spazieren führen und einige Dynamitstäbe mitbringen.“

„Gut. Wir lassen deinen Rüden auf dem Grundstück mit meiner Hündin zurück und fahren schnell mit dem Jeep ins Werk. Wir werden den Wachhunden einige Kekse hinwerfen und uns dann an die Arbeit machen. In zwei Stunden sind wir wieder zurück.“

Der Anschlag gelang einwandfrei. Die beiden Erdbohrer wurden völlig zerstört. Das ganze Gebiet feierte das Ereignis. Da die acht Bündnis-Bürgermeister der Region die Botschaft verbreiteten, daß der Willkür nur dynamisch begegnet werden könne, kursierte schon bald das Gerücht, daß sie selbst die Wächter überrascht und gefesselt hätten und anschließend

die Bohrer in die Luft gejagt hätten, um danach als siegreiche Helden in ihre Häuser zurückzukehren.

Die Popularität der Bürgermeister schoß daraufhin gewaltig in die Höhe. Sie seien Prachtkerle und echte Anführer, hieß es. Mit ihnen werde man es den Kapitalisten schon zeigen.

Ich war stolz, daß es mir gelungen war, meine Teilnahme an der Aktion zu vertuschen. Doch in der gleichen Nacht gab es eine unerwartete Wendung. Um drei Uhr morgens nahm die Polizei alle acht Bürgermeister fest und brachte sie unter Polizeischutz nach Thessaloniki. Die Anklage lautete auf Sabotage. Jetzt wurde mir mulmig. Schließlich sollten für meine Verrücktheiten nicht andere ins Gefängnis wandern.

Ich rannte zu Aristidis.

„Sie haben Unschuldige eingesperrt!“

„Das war zu erwarten.“

„Aber wir sind verantwortlich!“

„Warum? Weil wir unsere Region verteidigt haben?“

„Wir haben doch die Erdbohrer zerstört.“

„Kommt es darauf an, wer es gemacht hat?“

„Und jetzt sitzen Unschuldige im Gefängnis!“

„Und wenn sie es wollen?“

„Aber Aristidis, welcher logische Mensch will im Gefängnis sitzen?“

„Ein logischer nicht. Ein Bürgermeister aber ja. Vor allem, wenn er dabei heroisiert wird.“

„Wir müssen ihnen unbedingt helfen. Wir können sie nicht einfach in der Zelle lassen.“

„Beruhige dich, wir werden eine Lösung finden. In einigen Tagen werden sie wieder frei sein und mit dem Heldenkranz geschmückt.“

In den folgenden Tagen gerieten die Ereignisse völlig außer Kontrolle.

Wegen der Verhaftung herrschte unter der Bevölkerung großer Aufruhr.

Die Leute bauten Barrikaden, sperrten die Hauptverkehrsader ab und forderten die sofortige Freilassung ihrer Bürgermeister. Spätestens jetzt begann die Goldgewinnungsanlage in den Massenmedien zum Generalthema zu werden. Gerd paßte das ganz und gar nicht. Er war ein Gegner der Massenmedien und hielt fast jeden dort für einen geldgierigen Blutsauger.

Ich aber dachte anders und freute mich, daß es Aktionen gab, die mich von meiner Konfusion in meinem Gehirn ablenkten und mich Aristidis näherbrachten, Aktionen, die mich darin verstärkten, daß ich endlich in meinem Leben etwas Wichtiges tat.

Ich zog meine Jeans mit den vielen Taschen an, als ob ich einen Feldzug mitmachen würde, warf mir ein weißes Blüschen über, schlüpfte in meine Sportschuhe und wollte zu den Barrikaden aufbrechen, als ich eine starke Erschütterung in meinem Bauch spürte. Es war wie ein Messerstich. Meine Gebärmutter hatte sich urplötzlich zusammengezogen. Ich begriff sofort: Ich war schwanger!

Oh, ich war glücklich! Endlich hatte ich meine Selbsterfüllung. Was ich mir so sehnlichst gewünscht hatte, war eingetreten. Ich war wieder zu der Aktivistin aus der Studentenzeit geworden und zu einer verliebten Frau, die die Frucht ihrer Liebe unter ihrem Herzen trug. Und ich war unterwegs, den vorzüglichsten aller Männer, den Vater meines Kindes zu treffen! Ich schwebte auf Wolken dahin!

An den aus Baumstämmen und Brettern, aus alten Reifen, zer-

brochenen Pferdewagen und einem abgebranntem Auto der Goldgesellschaft errichteten Barrikaden standen einige hundert Menschen, sogar Kinder sah ich unter ihnen. Sie trugen schwarze Fahnen. Als sie mich sahen, hoben sie ihre Linke und skandierten:

„Ka-ro-la, Ka-ro-la!“

Aristidis stand in den vorderen Reihen. Er trug ein blaues Hemd, dazu eine dunkle Jeans und seine Seemannsmütze. Durch seine Größe überragte er alle anderen. Kaum war ich bei ihm angekommen, rief er:

„Karola ist mit uns!“

„Mit uns! Mit uns!“ skandierte die Menge.

Es war ein wunderbarer Augenblick.

Nachmittags traf der Polizeichef des Kreises ein.

„Meine Herren, die Bürgermeister wurden inzwischen freigelassen. In höchstens zwei Stunden werden sie hier sein. Ich bitte Sie, die Straße freizugeben, um unliebsamen Ereignissen aus dem Weg zu gehen.“

Alle Augen richteten sich jetzt auf Aristidis.

Aristidis ging auf den Polizeichef zu und drückte ihm die Hand.

„Ausgezeichnet, Herr Kommandant. Beunruhigen Sie sich nicht. Wir werden sofort abziehen, sobald die Bürgermeister hier eingetroffen sind.“

Der Offizier warf ihm einen prüfenden Blick zu.

„Ich habe den Befehl, die Straße sofort freizumachen. Sie ist eine Hauptverkehrsader. Das Land darf nicht lahmgelegt werden.“

„Die Sache ist furchtbar einfach, Herr Kommandant“, ant-

wortete Aristidis ruhig. „Bringen Sie die Bürgermeister sofort hierher, und die Sache ist erledigt!“

Die Anwesenden waren begeistert. Ein rundlicher, weißhaariger Herr, der Aristidis gegenüberstand, gab die Lösung aus:

„Aristidis ist unser Anführer, Aristidis lebe hoch!“

Der Offizier, der sich, eingezengelt von den vielen Menschen, sicher unwohl in seiner Haut fühlte, griff zum Funkgerät und befahl:

„Beschleunigt den Abtransport!“

Dann warf er einen Blick auf Aristidis und die Straßenbesetzer und sagte lächelnd:

„Meine Herren, wir konnten schon oft unangenehme Ereignisse unterbinden. Das wird uns auch heute wieder gelingen. In Kürze werden die Bürgermeister hier sein. Ich darf Sie also bitten, für die Räumung der Straße zu sorgen!“

„Seien Sie unbesorgt!“ antwortete Aristidis. „Bald wird alles vorbei sein.“

Daraufhin fuhr der Polizeichef ab, und die Straßenbesetzer genossen ihren stolzen Sieg. Aristidis und ich freuten uns natürlich.

In weniger als einer Stunde tauchte ein blauer Polizeibus mit den Bürgermeistern auf. Während sie ausstiegen, schrie die Menge:

„Ein vereintes Volk kann niemals besiegt werden! Ein vereintes Volk kann niemals besiegt werden!“

Die Bürgermeister drehten stolz ihre Gesichter in alle Richtungen und umarmten mit ihren Blicken das Volk. Zwei, drei von ihnen hoben die Fäuste und wiederholten die Lösung.

Neue Hochrufe, neuer Beifall, neue Freudenstimmen.

Der erste Gedanke der Freigelassenen war, sich sofort im Rathaus zu versammeln und über die neue Situation zu beraten, um dem Volk die neuen Einschätzungen und Beschlüsse mitzuteilen. Doch der Wille, Wort zu halten und die Straße zu räumen, war stärker.

Während die Leute wieder nach Hause aufbrachen, warf mir Aristidis einen zärtlichen Blick zu und berührte leicht meine Schulter.

„Wollen wir auch gehen?“

Welches Hochgefühl war es, neben ihm durch die Menge zu gehen! Voller Stolz betrachteten uns die Menschen. Eine meiner Schülerinnen sagte so laut zu ihrer Freundin, daß ich es hören konnte:

„Miß Europa hat ihr Herz an Aristidis verloren.“

Ich drehte mich um und sah in lächelnde Augen. Dann bestiegen wir den Jeep und fuhren zum Fluß.

Ich konnte nicht länger mit meinem großen Geheimnis zurückhalten. Bis zum Tor des Landgutes hielt ich es aus. Sobald wir das Fahrzeug verlassen hatten, mußte ich es ihm sagen.

Ich stellte mich ihm in den Weg.

„Du wirst Vater!“ sagte ich.

„Ich verstehe nicht ...“

Er zog die Augenbrauen hoch.

Ich blickte ihm tief in die Augen und lächelte.

„Ich habe jedenfalls an keiner Lilie gerochen ...“

Langsam dämmerte ihm, was geschehen war.

„Ist es tatsächlich wahr? Hast du einen Test durchgeführt?“

„Ich brauche keinen Test. Ich weiß es seit heute, daß ich schwanger bin.“

Er packte mich an der Hüfte und drehte mich dreimal in der Luft.

„Mein Gott, ich und Vater! Unglaublich ...“

„Und doch wahr!“

„Komm, laß uns feiern!“

Wir betraten das Haus. Er war reichlich zerstreut. Einmal brachte er Wasser, einmal Früchte, einmal Apfelkuchen an den Tisch. Dann kochte er Kaffee. Er konnte sich nicht konzentrieren. Offenbar hatte die große Neuigkeit noch Schwierigkeit, einen Platz in seinem Kopf zu finden.

„Ich und Vater“, murmelte er immerfort. „Ich, der alte Knacker. Karola, das hatte ich schon völlig abgeschrieben.“

„Du hast dich eben beeilt.“

Plötzlich sagte er drangvoll:

„Laß uns das Boot besteigen und dorthin fahren, wo ich dich zum erstenmal gesehen habe.“

Dieser Gedanke gefiel mir. Während wir das Haus verließen, warf ich einen Blick aufs Sofa, auf dem wir uns an jenem schicksalhaften Abend so hingebungsvoll geliebt hatten.

Wir waren weit aus der Bucht hinausgefahren, umgeben vom Tiefblau des Meeres. In der Ferne war nur schwach der grüne Saum des Ufers zu erkennen, dessen Küstenstreifen in der Sonne wie goldene Litzen aufblitzten.

„Hier“, sagte Aristidis, „an dieser Stelle haben sich unsere Sterne getroffen.“

„Und unsere Seelen!“

Er schaltete den Motor aus. Das Boot stand still. Er stand aufrecht am Bug und formte seine Handflächen zu einem Trichter.

„Vater, du bekommst Nachkommen!“ schrie er zur See hinaus.

Lange stand er so und schaute versunken aufs Meer. Ich stand in seinem Rücken und beobachtete ihn. Als er sich umdrehte, standen Tränen in seinen Augen.

„Ich habe nie meinen Vater kennengelernt“, sagte er. „Er mich auch nicht. Das Meer hat ihn sich einfach geholt ...“

Ich warf mich an seine Brust und weinte mit ihm.

Am Nachmittag verließ ich zeitig das Landgut, zog meine Schuhe aus, krempelte die Hosenbeine hoch und watete durch den Sand. Ich staunte über mich. Wie konnte ich mit einer solchen Leichtigkeit von einem Mann zum anderen wechseln? Obwohl ich meinen Mann achtete, war ich verrückt nach seinem Freund. Dabei fühlte ich mich keineswegs dreckig oder hemmungslos. Ich war nicht einmal aus dem Gleichgewicht geraten. Ich würde Mutter werden. Der Segen des Herrn hatte mich getroffen. Ich war geläutert.

GERD

80

1

Ich gehöre zu den Kindern, die nach dem Willen jenes Menschen, dessen Namen ich nicht nennen werde, die höhere Menschenrasse repräsentieren sollten. Zum Glück mißlangen seine Pläne.

Meine Mutter war eine Ideologin, erkannte aber schnell, daß sie die falsche Ideologie gewählt hatte. Und anstatt sich Verrücktheiten hinzugeben, widmete sie sich meinem Heranwachsen und meinem Studium.

Ich half ihr natürlich dabei. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß ich auf dem Gymnasium Klassenbester war. Es waren schwere Jahre. Nicht zuletzt wegen der Vorgeschichte meiner Mutter. Auch weil es an Geld fehlte. Aber das war ein Allgemeinzustand nach dem Krieg.

Auf der Uni wurde es bequemer. Im Studentenheim lernte ich junge Männer und Mädchen kennen. Selbst Ausländer, es waren die ersten, die damals ins Land kamen. Mit Aristidis teilte ich zwei Jahre das Zimmer. Zwei schmale Betten in einem Raum von fünfzehn Quadratmetern.

Aristidis war in vielem weiter als ich. Auch was Frauen an-

betrifft. Er nahm mich immer zum Tisch seiner Landsleute mit. Gegen dreizehn Uhr trafen sie sich zum Essen. Sie kamen aus den verschiedensten Fakultäten. Sie debattierten, lachten und stritten sich über Politik. Ich genoß ihre Lebhaftigkeit. Vor allem aber Angelikis Anwesenheit, eine Medizinstudentin. Ich zeigte sofort mein Interesse für sie, fand aber nicht die geringste Erwiderung. Wahrscheinlich drängte es sie zu Aristidis. Dieser aber sah die Sache anders:

„Ich brauchte nicht nach Deutschland zu kommen, um Griechinnen kennenzulernen. Die finde ich auch bei mir zu Hause.“

Und zu mir, der ich nach Angeliki schmachtete, sagte er:

„Einer Griechin mußt du Märchen verkaufen, Liebe, Pathos, Tränen, Verrücktheiten. Sonst macht sie ihre Schenkel nicht auf.“

Und tatsächlich gelang es ihm, die griechische Medizinstudentin davon zu überzeugen, daß der einzig wahre Griechen Gerd heiße.

Als ich damals mit meiner ersten Liebe ins Dorf zu meiner Mutter kam, ich ganz blond, sie mit pechschwarzem Haar, aber hellhäutig, klar wie das frische Wasser, waren die Einwohner wie geblendet. Als sie sich aber von der Überraschung erholt hatten, nahmen sie Rache.

„Konnte ihr Sohn nicht einen blonden Schuh aus seiner Gegend nehmen? Mußte er ausgerechnet die Schwarze aus dem Balkan ranschleppen?“

Uns aber ging es gut. Sie zierte sich ein bißchen, ich gab ein wenig an, alles war angenehm und leicht.

Nach zwei Jahren schenkte Angeliki ihr Herz allerdings einem reichlich älteren griechischen Chirurgen, der Sohn eines Klinikbesitzers aus Athen. Als sie mit ihrem Studium fertig war, kehrten sie gemeinsam zurück und heirateten.

Angelikis Benehmen ließ bei mir Wunden zurück. Eine schöne Frau ging mit einem Mann, der einen Kopf kleiner war als sie, und verzichtete auf den, nach dem sich alle Frauen umdrehten. Ich war untröstlich. Aber mein Freund Aristidis stand mir bei.

„Mach dir nichts draus, es gibt noch genug Zitronenbäume, die begossen werden wollen.“

Abends gingen wir in die Studentenbars, kauften für eine Mark ein Glas Bier, nahmen irgendein Mädchen aufs Korn, und meistens klappte es.

Aber Angeliki hatte mir eine wichtige Lektion erteilt. Ich begriff, wie wichtig Geld im Leben war, und fortan setzte ich mir das Ziel, viel Geld zu verdienen.

Und ich schaffte es. Dazu hat freilich im wesentlichen mein Spezialstudium der Metallurgie beigetragen.

Als Spezialist habe ich hart gearbeitet, sei es im Dschungel oder in der Wüste. Ich erwarb mir den Ruf eines guten und erfolgreichen Ingenieurs. Und ich wurde sehr gut bezahlt dafür. Es gibt keinen Erdteil, wo ich nicht gewesen wäre. Die letzten Jahre in Sumatra, Borneo und Java habe ich wie ein Magnat gelebt. Ich gebe zu, das Elend und der Schmerz in der Dritten Welt haben mich erschüttert. Wenigstens am Anfang. Dann gewöhnte ich mich daran. Und am Ende sah ich es nicht mehr. In meinem Kopf hatten sich selbständige Kästchen gebildet. Vielleicht auch in meiner Seele. Es war mir zur Gewohnheit geworden, immer einige Rupien für die Bettler, die Hinkenden, die Blinden und die Ausgemergelten übrig zu haben, und ich glaubte, damit mein Soll erfüllt zu haben. Ich residierte in einem Schloß, gebot über zwei Boys, eine Köchin und einen Gärtner und verschlang täglich Dutzende von Hummern und trank unter palmenbewachsenen Stränden die besten Weine

in der Gesellschaft der schönsten Mädchen. Das war das Paradies. Und alles für ein paar Dollars.

Nichts konnte die Vollkommenheit des Genusses, den mir das Geld garantierte, mindern. Es war die Vollendung des Genusses und der Langeweile zugleich.

Und all diesen, mit soviel Mühe erworbenen Genüssen verpaßte Karola einen Fußtritt. Eine junge Diplomandin, die mit Sicherheit die Liste der arbeitslosen Wissenschaftler verlängert hätte. Ihr ganzer Besitz bestand aus ihrem Rucksack, aber sie war voller Schönheit, Jugend und Frische. Als ich sie aus dem Meer zog und sie in ihrer ganzen Grazie neben mir stehen sah, ging mir nur ein Wunsch durch den Kopf: Ich wollte wieder fünfundzwanzig sein!

Es gibt wohl nichts Bezaubernderes, als erneut sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr zu erleben. Natürlich mit der Reife des Fünfzigjährigen.

Jene fünfundzwanzig Jahre, die in der armseligen Fixierung auf das Geld erstarrt waren, wollte ich jetzt wieder neu auferstehen lassen. Karola, deren Rucksack sie am Boden hielt, begannen im Wohlstand indes Flügel zu wachsen.

Tatsächlich schenkte sie mir die Jugend zurück. Mein Körper straffte sich wieder, und ich fühlte mich stark wie eine Eiche. Ich begann, das Leben mit ihren Augen zu betrachten, und betrachtete es als Spiel, als Traum. Ich hielt sie von allen Unsäglichkeiten meines Berufes fern und richtete mein ganzes Ziel auf den beruflichen Erfolg, um der Fülle Ihrer Genüsse keine Schranken aufzuerlegen. Längst hatten sie keine Seele, keine Vision, keine Bedeutung mehr für mich. Der materielle Wohlstand war lediglich die andere Seite der Münze meines Ichs. Und das ging nur mich was an. Um mein jugendliches, in sinnlicher Betörung mit Karola spielendes Herz vor der Außenwelt

zu schützen, streifte ich die Maske des Technokraten über und geriet so unwillkürlich wieder auf die Umlaufbahn des materiellen Weltbildes, das mich zum Trabanten der Goldgesellschaft und der Aktionäre machte.

Doch mit Karola lebte ich außerhalb dieser Schwerkraft, erlebte ich die Leichtigkeit der Liebe.

Ich habe niemals versucht, sie einzuschränken, sie niemals gefragt: Wo warst du? Was hast du gemacht?

Was sie auch tat, es war in Ordnung und entsprang ihrer klaren Seele. Und kein Gesetz, keine Moral, keine Religion ging über ihre Unschuld hinaus.

2

Unsere Seelen haben sich in Westerland angefreundet. Hand in Hand liefen wir über den Strand, keine Bar und kein Restaurant, das wir nicht engumschlungen betrat. Und du erlaubtest meinen Händen, die Schönheit der Liebe dir zu zeigen, sagtest:

„Ich werde dir folgen, bis zum warmen Meer, wo die Sonne brennt, der Himmel leuchtet, die Fischer lachen und die Zitronen blühen.“ Und als du das Land sahst, das ich dir versprach, überstieg es noch deine Phantasie. Und weißt du auch, warum? Weil die Phantasie mit dem eigenen Wunschbild identisch ist und die Wirklichkeit die unzähligen Scherben der zerbrochenen Träume repräsentiert.

Laß dir erst von meiner Wirklichkeit berichten. Meine Aufgabe ist es, aus Metallerz Gold zu gewinnen. Das tu ich jetzt schon über fünfundzwanzig Jahre. Und ich mache es gut. Deshalb ist es mir möglich, herrschaftlich zu leben. Und nichts wünsche ich mir mehr, als das Gold so effektiv wie möglich zu

gewinnen, die Leute zufriedenzustellen und die Umweltbelastung möglichst gering zu halten.

Und wer, Karola, glaubst du, spuckt mir in die Suppe? Der Markt! Das Gold, das ich gewinne, kostet, sagen wir, dreihundertfünfzig Dollar pro Unze. Aber auf diesem verdammten Markt gibt es Leute, die es für zweihundertachtzig Dollar verkaufen.

Du bist unfähig! schreien mir die Aktionäre zu. Jagt ihn davon, er ist um fünfundzwanzig Prozent teurer. Mit ihm verlieren wir unser Geld.

Das, Karola, ist die Wirklichkeit der Aktionäre. Und weißt du, was die Fortsetzung ist? Ich suche nach neuen Flözen, die vielleicht ergiebiger sind und kostengünstigere Produktionsbedingungen eröffnen. Und was passiert dann?

Ihr seid Lügner und Gauner, schreien die ortsansässigen Bürgermeister. Ihr weitet eure Aktivitäten aus, ohne uns eine Umweltstudie vorzulegen. Das, Karola, ist die Wirklichkeit der Bürgermeister. Und sie lassen nicht zu, daß wir nach besseren Flözen suchen. Und die Regierung schickt die Spezialeinheit MAT, die Panzerfahrzeuge, schildertragende Polizisten, um diejenigen zurückzuschlagen, die uns behindern wollen. Das ist die staatliche Wirklichkeit.

Und du kamst, um mit mir in einer Gegend zu leben, in der die Wirklichkeit die Phantasie übersteigt, und gerietst in einen Bürgerkriegskonflikt, obwohl du keiner der beteiligten Parteien angehörst. Und doch bist du Teil des Konflikts, weil du an der Seite dieses schlechten Menschen lebst, den alle verfolgen. Das ist deine Wirklichkeit.

Ich weiß, daß du seelisch geblutet hast, als du erfuhrst, welche Umweltverschmutzung mit der Goldgewinnung verbunden ist. Aber du kannst nicht das Ei verzehren, ohne die Schale

zu zerbrechen. Das ist der Preis, den wir für die Annehmlichkeiten der Zivilisation zahlen müssen. Du wirst mir vorhalten, daß ich mich schon fünfundzwanzig, dreißig Jahre mit dem Gold beschäftige und immer noch keine Lösung gefunden habe. Aber was bieten die Anlagengegner als angebliche Lösungen an? Elende Plattheiten, die ich auch im hinterletzten Dorf Norddeutschlands zu hören kriege. Ja, ich gebe es zu, ich bin in all den Jahren nicht weiser geworden als sie, weil ich mich stets mit dem Wie und nicht mit dem Warum beschäftigt habe. Das Warum ist eine alte Geschichte, wirst du sagen, und sie geht auf Angeliki zurück, die mich des Geldes wegen für den Sohn des Klinikbesitzers hat sitzen lassen. Deshalb habe ich mir geschworen, reich zu werden.

Genau das aber ist die Wahrheit: Mit Geld wollte ich mir zurückholen, was mir das Geld genommen hatte – meine Liebe. Und nicht nur das. Auch viele andere Genüsse als Ersatz für verlorene Liebe. Die ganze Welt wollte ich erobern. Und wer die Tasche voll hat, der kann das.

Mit unserem Monatseinkommen könnten ein Dutzend Familien auskommen. Aber was ist das im Vergleich zum Leben mit einem Engel? Du gibst allem erst einen Sinn. Ohne dich wäre mein Leben sinnlos. Selbst das Geld verlöre seinen Sinn.

Doch wir müssen der Wahrheit ins Auge sehen. Wenn wir so viel wie zwölf Familien verbrauchen, belasten wir auch für zwölf Familien die Umwelt. Nicht etwa durch Obst- und Gemüseabfälle, die werden an die Schweine verfüttert, sondern durch das Gold, das deinen ebenmäßigen Hals und deine zarten Arme schmückt.

Es gibt keinen tückischeren Kreislauf als diesen: Geld – Prosperität –Umweltverschmutzung. Eine geradezu teuflische Trinität. Das Geld kommt und schreit: Hier bin ich, um euer

Leben zu verändern und eure Träume zu verwirklichen und Wohlstand für alle zu bringen! Parolen für naive Traumtänzer! Das Geld hat stets nur Profite im Sinn. Und die Stimme der Prosperität säuselt:

Vergleicht das Gestern mit dem Heute. Ritt nicht der Großvater auf dem Pferd zur Kirche? Heute fährt sein Enkel mit mindestens hundertfünfzig Pferdestärken vor. Das Pferd ließ ein wenig Mist zurück, der im Garten verteilt wurde, damit die Tomaten und Bohnen besser gediehen und die Rosen und der Jasmin lieblicher dufteten. Die 150 PS aber hinterlassen eine Rauchwolke giftiger Abgase, damit sich in diesem tückischen Dreigestirn zuletzt die Umweltverschmutzung noch ergötzt. Und die Großmutter, die den Großvater bewunderte, wie er auf dem Pferd stolz zur Kirche ritt, sagt: „Wozu brauchst du überhaupt hundertfünfzig Pferdestärken, mein Enkelsohn? Eine reicht doch schon ...“

Ich fahre mit doppelt soviel PS, nämlich mit 300, vor den Altar des Mammons. Ich vergöttere meinen Mercedes. Ich bitte dich, dafür Verständnis zu haben ...

3

Weißt du, wie die Hölle vom Paradies überbrückt werden kann? Mit einem Lächeln von dir. Dein Lächeln verleiht den Dingen eine Aura des Göttlichen. Karola, ich zitterte vor der Hölle einer Ehe, die Abhängigkeit heißt und beide in die Tiefe zieht. Und dennoch ist eine solche Ehe die offizielle Repräsentantin unserer bürgerlichen Gesellschaft, einer Gesellschaft, deren Aktien die Kirche emittiert und deren Shareholder value sich des segnenden Weihrauchs des Priesters erfreut.

Lieber allein und Herr über mein Bewußt-Sein, als eine Spaltung meines Ichs!

Tatsächlich? Dein Lächeln in Westerland hat dies alles in einem anderen Licht erscheinen lassen. Über welche Sklaverei und welche Hölle sprechen wir jetzt? Du hast mich in einen Himmel gehoben, den ich niemals zu sehen hoffte. Selbst das Geld vermochte nicht, ihn auf die Erde zu holen.

Und alles war so einfach, so leicht. Endlich hattest du meine Seele aus der Tyrannie der Ratio befreit und mich gelehrt, im Ozean nicht den festen Grund zu suchen. Du gabst mir den Mut, die Sonne zu berühren, denn ich war zum Wachs geworden deiner Seele, die mich im weichen Widerschein des Mondes in den Schlaf gewiegt und immerfort das Lied der Freiheit sang. Selig gab dir mein Echo lusttaumelnd all mein Glück zurück, so daß ich wie eine Schwalbe dich zum Horizont der Erfüllung fliegen sah, bis irgendwann – wann war es nur? – des Himmels Schiff stieß vor des Schicksals Wasserflur, begehrte doch ein Dritter des Glückes Ruder Kraft. Bei Zweien ist der Dritte einer zu viel jedoch, bis schließlich dieser daraufhin den Zweiten bald kurzerhand zum Joch erklärt. Doch die Eine, um derentwillen sich alles dreht, mag von keinem der Beiden lassen, sehnt sie sich doch nicht nur mit dem einen zu vereinen, sondern auch mit dem anderen noch, doch wollen beide, wie's ist der Lauf der Dinge, sie allein nur als Mittelpunkt der Welt.

Du magst erstaunt sein über meine Poesie. Doch tu es nicht: ihr Licht sah ich einzig leuchtend vorüberziehn an deinem Gestirn, wo vorher nur Dunkelheit meiner Monden Bahnen zog.

Ich schlage die Leier, um dein Herz zu röhren und es zu fragen, ob es die Antwort kennt. Oder sollte Aristidis unseres Orakels Lösung kennen? Wandelt er nicht in seinem Land mit vertrauter Leichtigkeit auf der Götter Bahn?

Um ein Kind sorgtest du dich, Karola. Ich aber machte mir Sorgen um dich. Schwanger werden wolltest du. Von wem? frag ich. Von einem Selbstsüchtigen, der fünfzig Jahre lang in seinem Panzer eingeschlossen war?

„Du sollst auf eigenen Füßen stehen.“ Das waren die ersten Worte, die ich von meiner Mutter gehört habe. „Du kannst dich nur auf dich selbst stützen. Niemand reicht dir sonst die helfende Hand. Verlorengehen wirst du sonst wie alle anderen auch ...“

Ich bin aber nicht verlorengegangen. Ich bin zum Mann geworden, habe gekämpft und habe mein Ich verschanzt gegen alle und alles.

Ich habe dir meine Hand gereicht, Karola. Und du verlangtest den Arm. Deshalb widersetze ich mich. Oder besser gesagt: meine Natur. Mein Sperma wollte nicht aufgehen. Wozu auch? Habe ich jemals etwas mehr als nur mich selbst gewollt? Und mich hatte ich. Ich war die große Eiche, Karola, die Jahrtausende den Schneestürmen und den Winden trotzte, die keines Blitzes Schlag je zu fällen vermochte, die du anschaust, bewunderst und anbetest wie einen Gott. Was sollte ich mit Nachfahren? Jeder Nebenast, der aus ihr wächst, wird die Eiche hindern, in die Höhe zu schießen und tiefer in die Erde zu wachsen.

Dich aber habe ich mehr geliebt als mich. Ich wußte, daß dein klarer Blick weiter sieht als meiner. Deshalb bin ich dir auf dem Dornenpfad gefolgt. Aber du mußt wissen, kein Aufstieg taugt etwas, wenn uns ein anderer auf seinem Rücken trägt.

Unser erster Versuch zu einem Kind zu kommen, war erfolgreich. Doch immer gibt es das Unvorhergesehene! Denk an das Unglück mit dem verunreinigten Wasser. Du freilich weigertest dich, solche einfachen Wahrheiten anzuerkennen und zogst es vor, dich in metaphysischen Labyrinthen zu ver-

lieren. Ich aber spiele nur auf gesicherten Plätzen. Ich möchte, daß du begreifst, wie sehr ich mich bemüht habe, das Beste für dieses Land zu tun, und wie traurig ich über den Verlust unseres Kindes war, weil ich wußte, daß damit unsere Liebe erlosch. Vielleicht des Kindes wegen?

Wenn du meine unmoralische Handlung, das Untersuchungsergebnis des verunreinigten Wassers zu fälschen, gerecht beurteilen willst, mußt du die ganze Situation in ihren wirklichen Ausmaßen würdigen. Der griechische Staat hat uns dieses Goldbergwerk relativ billig verkauft, weil es für über tausend Arbeitslose wieder Arbeit bot. Meine Goldgesellschaft und ich haben uns verpflichtet, so lange die Kosten für das überzählige Personal zu tragen, bis die Investition des neuen Werkes verwirklicht wäre. Aus Gründen, die ich dir jetzt nicht nennen will, verzögert sich die Investition jedoch, und ich muß das Unmögliche möglich machen, um am Ende jeden Monats die Löhne auszahnen zu können. Wenn ich nicht immer wieder unter Hochdruck die in den Flözen verbliebenen Altfördermengen verkauft hätte, wäre das nicht möglich gewesen. Bis jetzt komme ich am Ende jeden Monats gerade so hin. Wundere dich nicht, daß ich meine Probleme niemals mit nach Hause genommen habe. Ich wollte dich davon freihalten. Das war schließlich meine Pflicht als Ehemann. Es reichte, daß einer in der Familie Sorgen hatte.

Das Fälschen des Untersuchungsergebnisses war das kleinere Übel. Einige Bauchschmerzen bei kleinen Kindern und alten Leuten. Keiner ist gestorben. Die Gegend wird aber absterben, wenn die Gegner der Investition sich gegen die Gesellschaft wenden und Entschädigungen verlangen, die tausend Beschäftigte wieder auf die Straße schickt. Ihre Löhne und die damit verbundene so wichtige Kaufkraft werden versickern und die

Region ökonomisch verkümmern lassen. Ich bleibe dabei, Karola, meine verwerfliche Handlungsweise hat die Region gerettet. Das mußte geschehen, um die Industrie im Ort halten zu können. Alles andere sind unrealistische Träume.

Was deine Handlungsweise betrifft, dem kanadischen Journalisten Informationen über das wahre Ausmaß der Wasserunreinigung zu geben, bin ich dir nicht böse. Außerdem war die Lösung relativ leicht. Ich habe ihm mit wenigen Dollars den Mund gestopft. Ehrlich gesagt kotzt es mich an. Aber es gehört nun mal zu meiner Arbeit, und ich muß es immer wieder tun.

Doch diese, in diesem Ausmaß innerhalb meiner Karriere vielleicht einmalige unmoralische Handlung hat andererseits auch mein Leben verändert. Ich habe bezahlt, und das mit harter Währung. Ich habe deine Liebe verloren und unser Kind. Und ich habe alles bitter bereut.

Ich habe beschlossen, den Schaden, den ich der Bevölkerung zugefügt habe, zu ersetzen, und habe begonnen, die Verarbeitung des in den letzten hundert Jahren aufgelaufenen Altvor- kommens neu zu organisieren und die Landschaft allmählich vor einer Verschmutzung zu befreien, die in einigen Jahren sonst nicht mehr gutzumachen wäre. Die Wälder würden aussterben und die unterirdischen Gewässer verseucht. Und dies habe ich gegen den Willen der Muttergesellschaft durchgesetzt. Ich mußte mein ganzes strategisches Geschick aufbieten, damit sie nicht dahinterkamen. Mit anderen Worten, ich habe gegen die Interessen der Goldgesellschaft zum Schutze des Gebietes und der Umwelt gearbeitet.

Glaube jedoch nicht, daß meine ganze Sensibilität sich ausschließlich auf die Umwelt beschränkt. Ich war zutiefst traurig über den Verlust unseres Kindes. Ich habe niemals die Zärt-

lichkeit des Vaters kennengelernt, nie den Kuß des Bruders gespürt. In meinem Zimmer blieb die Stimme eines Kindes ungehört. Ich schlug jeden Gedanken an einen Vater oder ein Kind in den Wind. Ich ertrage ihn nicht, er zerreißt mir das Herz.

Ich und Vater werden! Den unglaublichen Traum zur Wirklichkeit werden lassen! Ich sollte an die Stelle des Vaters treten, den es für mich niemals gegeben hat. Und ich sollte einen Engel in meinen Armen halten, zur Welt gebracht von einem anderen Engel? Von der Frau, die ich wie nichts anderes in meinem Leben geliebt habe?

Und als hätte das nicht gereicht, mußte ich deinen Kampf um eine neue Schwangerschaft miterleben. Ein erbarmungsloser, aussichtsloser Kampf. Und ich war gezwungen, weiterhin die traurige Rolle des hartherzigen Desinteressierten zu spielen, für den Kinder lediglich Mühen und Kosten verursachen, wo es uns zu zweit doch viel besser ginge. Ein weiteres zerstörisches Spiel ... Ich wollte deinen Schmerz lindern, und der Lohn war, daß du dich weiter von mir entfernest.

Das Tragischste von allem aber war, daß ich zusehen mußte, wie deine Liebe für mich erlosch.

Du kannst nicht akzeptieren, daß ich mich innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens bewege, der mich zwingt, Dinge gegen die allgemeine Moral und gegen meinen Willen zu tun. Ich bemühe mich, die Grenzen zu überschreiten, die sie mir setzen, und du empörst dich, daß ich sie annehme. Aber, Karola, so ist die Welt, in der wir leben. Unsere einzige Möglichkeit ist, dort wirksam zu werden, wo es uns ermöglicht wird. Millionen warten in der Schlange, um uns zu ersetzen. Und sie werden nicht so sensibel sein wie wir ...

Das Durchsickern der Abwässer war für mich nicht nur unerfreulich. Es hat bei mir persönliche Trauer, aber auch grundätzliche Zweifel hervorgerufen. Wie sicher ist meine Arbeitsweise? Es hört sich gut an: Jahrhundertunglück. Und vielleicht würden es die Leute so leichter akzeptieren. Wie zerstörerisch aber kann sich das Durchsickern auswirken? Ein massiver Durchbruch des Abwasserstaudamms würde die ganze Bucht des Strymonas abtöten. Ich faßte den Entschluß, auch ohne den Segen der Muttergesellschaft nach klugen Auswegen zu suchen. Da kam mir die Idee, das Alterz zu sammeln, es zu verarbeiten und die Gegend von der Gefahr zu befreien. Was den Abwasserstaum betraf, gab es momentan keine Möglichkeit, die Gesellschaft zu umgehen. Aber bei der ersten Gelegenheit mußten wir ihn sicherer machen, das war mir klar.

4

Was uns trennte, war die harte Wirklichkeit des Lebens. Meine Verantwortung als Topmanager zwang mich, Dinge zu tun, die du anzuerkennen dich weigertest. Immerhin tat ich es nicht aus freien Stücken, sondern weil meine Position es erforderte. Ist das Doppelzüngigkeit? Ja, zweifellos. Aber sie führte zu Ergebnissen. Einige freilich erwiesen sich als schicksalhaft für den Ort und für unsere kleine Familie ...

Und dann kam der Krieg und hat dich völlig von mir entfernt. Ich verschließe nicht die Augen und sage nicht, daß bis dahin alles rosig gewesen wäre. Sicher haben uns die Zeit, die unerfüllten Wünsche, das Fehlen einer Perspektive und die

Gegensätze zwischen unseren Überzeugungen und den Lebensnotwendigkeiten verbraucht. Aber das brachte das Glas zum Zerspringen. Deines zumindest. Und jetzt hast du dich unseren Gegnern angeschlossen. Und hier bekommt die Sache Tiefe, führt bis zu den Wurzeln unserer Seele.

Du hast niemals die Befehle der Logik akzeptiert. Vielleicht bringt das Wort Vorteil besser die Wirklichkeit zum Ausdruck, die uns diesen Krieg aufgezwungen hat. Dinge, die für mich selbstverständlich sind. Ja, so war es und so wird es immer sein. Die Kriege werden gemacht, damit wir besser leben. Wenigstens diejenigen, die die Schöpfkelle in der Hand halten. Schließlich müssen die Lagerbestände der Waffen aufgebraucht werden, damit die Industrie wieder arbeiten und die Lager füllen kann. Gewiß muß es Feinde geben. Wie anders könnten wir sonst den Krieg rechtfertigen? Ob sie schuldig sind oder nicht, das ist unerheblich.

Du bist dem Weg des Herzens gefolgt. Wie die meisten Menschen in diesem Land. Ich nehme es ihnen nicht übel. Ebensowenig dir. Ich will nur eine Bemerkung machen: Wir haben saubere Straßen, saubere Krankenhäuser und leistungsfähigere Fabriken. Und die bauen wir nicht mit unseren Herzen, sondern mit unserer Logik.

Ich habe deine Ängste um diesen Krieg mit dir geteilt. Und ich bin traurig über die Leiden, die er den Menschen und der Natur zugefügt hat. Wenn dies aber meinem Leben nützt, will ich

es übersehen. Du wirst mir freilich sagen: Was für eine nichts-nutzige Logik! Aber ist das etwa das einzige Nichtsnutzige im Westen?

Menschenrechte und Kollateralschäden – dummes Zeug. Sie entziehen den Wörtern ihren Inhalt und blasen sie mit etwas anderem auf.

Heute denke ich anders darüber. Nicht weil ich besser die Ausmaße der Katastrophe und des Betruges kenne, sondern weil ich die Nacktheit der Logik begreife, sobald das Herz auf-hört, sie zu versorgen.

Du wirst sagen, in der Nähe des Verstandes ist auch das Wis-sen. Aber weißt du, den Balkan habe ich noch nie besonders gemocht. Er ist ein einziges Knäuel unterschiedlichster eth-nischer Gruppierungen, Religionen, Tragödien und endlosen Partisanenkämpfen. Wer soll dieses Knäuel entwirren und den Anfang des Fadens finden? Wozu? Sie haben nichts Besonderes aufzuweisen. Nicht einmal ein einigermaßen vernünftiges Erd-öl haben sie. Auch keine anderen strategischen Metalle. Wozu willst du dich mit der Kleie vermischen? Daß dich die Hühner fressen? Warum die Amerikaner diesen Krieg vom Zaun ge-brochen haben, ist das Gebetbuch eines anderen Priesters.

Wenn du aber bedenkst, daß wir uns dreißig Jahre lang um-gebracht und ganz Deutschland im Namen des Dogmas ver-wüstet haben! Wir haben mit den Franzosen zwei Weltkriege geführt, und ich weiß nicht, wie viele Kriege noch. Was erwar-test du vom Balkan? Laß sie in ihrem eigenen Öl braten. Und das wäre gut so, denn sonst wollen sie auch noch der Europä-ischen Gemeinschaft beitreten, um dort ihren Wirrwarr anzu-stiften und den Etat für ihren Wiederaufbau auszusaugen.

Was ich allerdings bei keinem Gott zulasse, ist, daß sie Unschuldige vor meiner Tür abschlachten. Und das ohne Krieg. Weil sie es so wollen. Selbstverständlich müssen die Menschenrechte ihre Gültigkeit behalten. Wenn es möglich wäre, überall und immer. Vor allem aber auf unserem Hof. Ob das, was die NATO von Milošević verlangte, übertrieben war, das ist eine Nebennotiz der Geschichte.

Außerdem warst auch du mit mir der Meinung, daß die Intervention des Westens in Ordnung ginge. Unsere Ansichten begannen sich voneinander zu entfernen, als das Böse mit dem Krieg nicht nur nicht eingeschränkt wurde, sondern zunahm.

„Der Westen geht zu weit“, sagtest du.

Ich bin auch deiner Meinung. Aber weißt du, was es heißt, wenn zwanzig Industrieländer zehn Barfüßige, die mit Katapulten kämpfen, nicht an die Wand drücken können? Wir machen uns lächerlich vor der ganzen Welt. Wer soll dich denn dann ernst nehmen, wenn du später wirklich einen Unbändigen zur Ordnung rufen willst?

Dies alles schreibst du natürlich auf deine Schuhsohlen.

„Was interessieren mich Stolz und Prestige?“ fragtest du, „und Organisationen ohne Gesicht, Herz und Seele?“

Gewiß, ich stimme dir zum Teil zu. Andererseits bin ich aber anderer Meinung. Wie du so glaube auch ich, daß sie unkontrollierbar werden können. Andererseits können nur gesichtlose Organisationen Gleichgewichte halten. Unsere unmittelbare Geschichte hat uns jedenfalls schon bittere Erfahrungen gelehrt, und wir wissen, was passiert, wenn ein Mensch allein die Verantwortung für ein ganzes Volk übernimmt. Und das Volk ist eine Masse.

Ab einem gewissen Augenblick hast du die Jalousien runter gelassen, weil du nicht mehr wußtest, was oben und unten war

und was du glauben solltest und was nicht. Und du hadertest mit mir, weil ich unerschütterlich an meinen Ansichten festhielt. Ich antwortete, wenn alles durcheinandergerät, akzeptiere ich die Ansichten der Menschen, zu denen ich Vertrauen habe, und ich akzeptiere die Meinung unserer Führungen, schließlich sind sie gewählt worden und nicht etwa durch Wahlmanipulationen wie bei Milošević an die Macht gekommen. Und wie könnte ich auch daran zweifeln, wenn die Führer aller NATO-Staaten gemeinsam beschlossen haben, den Krieg so lange fortzusetzen, bis sie Milošević das Rückgrat gebrochen haben? Du hast alles im Fernsehen gesehen. Niemals zuvor war der Westen sich so einig. Konnte meine Wenigkeit gegen das Gewissen Europas sein?

Deshalb fand ich es ungerecht, daß du mich auch für anklagenswürdig hieltest. Natürlich auch dich selbst, aber das ist deine Angelegenheit. Wieso aber soll ich mitverantwortlich sein? Weil ich wähle? Weil ich Steuern zahle? Karola, sieh, ich bin für vieles verantwortlich. Aber dieser Krieg belastet mich nicht. Ich habe ihn nicht gewollt, nicht begonnen und keiner hat mich gefragt.

Für all das bin ich dir nicht böse. Auch nicht für die Zerstörung der Erdbohrer, obwohl du auf die Barrikaden gegangen bist gegen mich und gegen die Gesellschaft. Was du tust, tust du ohne Berechnung und duhattest deine Gründe. Komisch ist nur, daß alles, was duatest, mit meinen Plänen übereinstimmte. Aber meine Verantwortung aufgrund meiner Position verbot es mir, es dir zu verraten.

Doch oft überschritt ich sie. Wie damals, als uns Aristidis zu Hause besuchte. Ich erzählte ihm alles. Zum Wohle des Landes und im Namen der Wahrheit. Der Bau dieses Betriebes zur Gewinnung von Gold, sagte ich zu Aristidis, ist ein Beschuß

eurer Regierung. Damit verfolgt sie drei Ziele: Erstens um die Unterstützung für tausend Arbeitslose nicht weiterzahlen zu müssen, die bereits große Verluste im Staatshaushalt verursacht haben, zweitens wollte sie eine so große Investition mit ausländischem Kapital realisieren, um das Vertrauen internationaler Investoren zu gewinnen, und drittens wollte sie bei den nächsten Wahlen die Stimmen der Tausend wieder in Lohn und Brot geschickten Arbeitslosen und ihrer Familien haben.

„Was die griechischen Probleme angeht, bist du inzwischen ja ein Spezialist geworden“, sagte Aristidis. „Aber sag mir, was wird aus dem Wasser und der Umweltverschmutzung? Wird noch ein Tropfen übrigbleiben, mit dem ich meinen Weinberg bewässern kann? Und ein lebendiger Fisch, den wir an den Sonntagen grillen können?“

Ich konnte ihm natürlich nicht unsere strategischen Pläne verraten. Natürlich verfolgt unsere Gesellschaft bei solch einer Investition mehrere Ziele, dazu gehört neben der Sicherung neuer Lagerstätten auch die Festigung einer führenden Weltmarktposition sowie die Pflege des Shareholder value.

Wie soll ich also mit Aristidis über diese Dinge reden, der alles klipp und klar wissen will? Und wie soll ich mich ihm gegenüber festlegen, wenn sich alles im Fluß befindet?

„Gerd, mein Bruder“, pflegt er zu sagen, „ich kann zum Teppich werden, daß du darüber läufst, solange du Gutes für mein Land tust. Ich werde dich aber an den Pfahl nageln, wenn du meiner Heimat schadest. Hier habe *ich* das Kommando. Wenn *du* kommandieren willst, geh zurück in *dein* Land.“

Wie du verstehen wirst, Karola, ließ mir eine solche Mentalität keine großen Spielräume für eine Zusammenarbeit. Darüber hinaus stand er außerhalb der Wirklichkeit. Du kannst auf einem Schiff und auch auf einem Landgut kommandie-

ren. Aber auf keinen Fall können die Bürger ihre Regierungen herumkommandieren. Da gibt es viel stärkere Mechanismen. Dinge, die mein Freund Aristidis erst nach mehrjährigem Aufenthalt an Land begreifen wird, falls er überhaupt den Willen dazu hat.

Als meine Gesellschaft von mir verlangte, die Investition ausschließlich mit Subventionen durchzuziehen, revoltierte ich, schließlich bin ich ein Spezialist und kein Hochstapler. Kurz darauf traf ich mich heimlich mit Bürgermeister Mitsos an dem Abwasserstaudamm und fragte ihn in meinem gebrochenen Griechisch, ob er wolle, daß der Schadstoffanteil zunehme?

Selbstverständlich verneinte er.

„Dann wirst du in Zukunft jedesmal, wenn ich *ja* sage, mit *nein* antworten. Und wir werden damit so lange fortfahren, wie es geht. In Ordnung?“

Natürlich mußte ich ihm den Zusammenhang erklären. Aber dann war er damit einverstanden.

In der Zwischenzeit teilte ich meiner Gesellschaft mit, daß die Goldgewinnungsanlage auf Platz 13 gebaut wird, weil dieser der ökonomischste war.

„Völlig richtig“, antworteten sie von der Hauptverwaltung, ohne zu wissen, daß die Sache einen Haken hatte.

„Nicht auf Platz 13“ schrie Mitsos, „dort sind antike Fundorte!“

„Jawohl, auf Platz 13“, beharrte ich.

„Nein!“ schrie er.

Wie auch immer, wir kamen in keinem Fall zu einem Ergebnis. Und genau das war beabsichtigt.

So beschützte ich die Gegend und machte mich nicht zum Narren der Grünen-Tisch-Strategen. Sicher gab es auch Neuentwicklungen und Bekanntmachungen in der Presse über

neue Lagerstätten. Einige Eingeweihte machten ihren Reibach, einige Spottgestalten verloren. Eine gewöhnliche Geschichte ...

5

Ich teile dir diese Dinge mit, so schwierig es auch in meiner gegenwärtigen Situation ist, sie an dich heranzutragen, damit du mich wenigstens nach meinem Tod verstehen kannst und lernst, deinen Schmerzensberg auf dem Kreuzweg abzutragen.

Ich schulde dir aber noch eine Erklärung für meine Haltung bei deiner zweiten Schwangerschaft.

Ich weiß, daß du an jenem Abend nach dem Fest in der Waldwirtschaft zu Aristidis gegangen bist. Das schrie jede Faser deiner Haut geradezu in den Himmel. Du warst aufgeblüht. Dein Gesicht strahlte. Deine Haare glühten. Du leuchtetest in der Sonne.

„Ich bereite das Frühstück auf der Veranda vor“, sagtest du, und ich sah, mit welchem Genuß du es vorbereitetest.

Du sahst mich voller Liebe und Zärtlichkeit an. Und ich freute mich. Du machtest mich glücklich. Und ich sagte zu dir:

„Besser, wir feiern mit den Griechen, anstatt uns mit ihnen über Politik zu streiten.“

„Ja, Gerd, du hast völlig recht. Sie sind so gut und so liebenswürdig.“ „Dann laß es uns wiederholen“, antwortete ich, „und nächsten Sonntag einfach einige von ihnen einladen.“

Da ich Geburtstag hatte, brauchten wir uns über den Einladungsgrund keinen Kopf zerbrechen. Alle kamen, nur Aristidis nicht.

„Er hat eine Sitzung mit den Bürgermeistern“, sagte uns sein Gärtner, der eine Flasche Tsipouro mitgebracht hatte.

Und ich sah, wie deine Flügel abknickten.
Da begriff ich, daß der Anfang des Endes gekommen war.
Ein Kind! bat ich Gott. Das würde irgendwie die Zeit ausdehnen.

Ich beobachtete dich aufmerksam, bangte, ob wir dieses Mal Glück haben würden.

Eines Morgens sah ich, wie du durch den Salon gingst. Du faßtest dich plötzlich an den Bauch und setztest dich aufs Sofa.

„Mein Gott, es hat geklappt“, flüsterte ich.

Ich wollte zu dir rennen, dich umarmen, dich küssen und dir sagen, wieviel es mir bedeutet.

Aber ich hielt mich zurück. Du warst noch nicht bereit. Warte, sagte ich zu mir, sie wird schon selbst zu sprechen anfangen, wenn sie es kann.

Ich war so glücklich und dir und Aristidis so dankbar! Ihr habt mir gegeben, was mir keiner im Leben geben konnte.

Und die Vaterschaft?

Ich kannte Aristidis. Er würde niemals Anspruch auf das Kind erheben. Er würde vor Freude Luftsprünge machen, aus dem Häuschen geraten und es lieben, auch wenn er wüßte, daß das Kind zu unserer Familie gehören würde.

Ich wollte ihn treffen und ihm sagen, daß dieses Kind uns noch stärker miteinander verbinden würde, da es ihm und mir gehörte.

Was aber tatest du, Karola?

„Entsetzlich!“ riefst du, sprangst aus dem Bett und weintest.

„Was ist, meine Liebe?“ fragte ich dich.

„Ich sah meinen Sohn ein Flugzeug fliegen. Er ging in den Sturzflug über und drückte einen Knopf, um einen Flüchtlingsstreck zu treffen. – *Was machst du da?* fragte ich ihn. Und er antwortete: *I do my job, mother.*“

Ich drückte dich an meine Brust, doch du weintest, ohne meinen Trost anzunehmen.

Wie kann der Nebel eines Traumes das Leben, die Wirklichkeit auflösen? Das war eine weitere Sache, die meine Vernunft nicht erklären konnte.

Ab diesem verdammten Morgen ging es bergab mit dir, was seine äußere Entsprechung darin fand, daß du aufhörtest, auf dein Äußeres zu achten. Nie hätte ich mir denken können, daß du dich einmal nicht mehr schminken würdest.

Haben wir nicht schon genug objektive Probleme? Wenn ich nur an die ständigen Besuche bei Minas, diesem Gynäkologen, denke. Er sollte uns sagen, ob sich der Embryo gut entwickelt. Du mußtest zahlreiche Untersuchungen über dich ergehen lassen, schließlich wollten wir wissen, ob die Uranbomben das Kind beeinträchtigt haben. So viele Frauen aus der Gegend hatten ihre Ungeborenen verloren! Reichte dies alles nicht, Karola? Wozu brauchten wir noch dazu deine „psychologischen“ Wehwehchen?

„Alles wird gutgehen“, tröstete ich dich.

„Aber wie? Wie kann in dieser verrückten Welt, in der wir leben, etwas gutgehen?“ fragtest du entgeistert.

Ich wollte Aristidis um Hilfe bitten, aber da war er schon nach Kosovo abgereist.

Ich muß immer wieder an den Nachmittag denken, als du aus der Klinik kamst. Ich wollte, daß sich die Erde öffnete und mich verschlänge. Wie konntest du nur so etwas tun? Es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre vor Wut geplatzt. Wie konntest du es nur so weit kommen lassen, daß ich dich an den Schultern packte und dich anschrie?

Als du heftig zu weinen begannst, stützte ich dich bis zum Sofa. Du schlangst deine Arme um meinen Hals und hieltest mich wie in den ersten Nächten in Westerland fest.

Das konnte ich nicht verwinden. Du hast nicht nur eine Seele, ein Kind, sondern dich selbst getötet. Ich liebe dich, aber ich habe nicht meine Besonnenheit verloren. Wir haben fünf Jahre zusammen verbracht. Glückliche bis erträgliche Zeiten. Jetzt aber wurde mir klar, daß unsere Beziehung keine weiteren fünf Jahre trägt. Du bist noch jung. Dein Leben liegt noch vor dir. Du wirst noch viele Männerherzen brechen und noch viel Glück und Leid erleben. Aber der Dacht meines Herzens neigt sich dem Ende zu.

— Nur ein Kind würde meine Liebe zu dir wieder entfachen und dich mir wieder näherbringen. In seinen Augen könnte ich deine Augen sehen, in seiner Stimme deine Stimme hören.

Was blieb mir noch? Das Geschäft? Was nützte es mir, wenn ich die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an meiner Seele?

So kamen wir zum letzten Akt. Es war keine Verzweiflungstat. Noch weniger eine Heldentat. Es war etwas Einfacheres. Ich wollte mein Ansehen bewahren.

Ich dachte mir, wenn ich schon den ersten Wassereinbruch, der deine Fehlgeburt auslöste, als „Durchbruch des Jahrhunderts“ bezeichnet hatte, obwohl er noch nicht einmal von einem ungewöhnlich starken Regen verursacht wurde, wie wollte ich dann einen wirklich starken Regen taufen? Etwa „Ausbruch des Jahrtausends“? Mein Gott, die Bucht wird absterben, und ich beschäftige mich mit Namenstaufen!

In dieser Situation paßte mir sehr gut der Zeitungsartikel

über die Weissagung des Mediums Pythia ins Konzept, die voraussagte, daß das Gebiet von einem Erdbeben der Stärke 7,4 auf der Richterskala heimgesucht werden würde.

Daß dies das Werk von Aristidis war, zeigte mir die Tatsache, daß die Veröffentlichung eine Woche nach seiner Abreise vorgenommen wurde.

Mein guter Freund Aristidis, der bereits vor der Tat seine Spuren zu verwischen pflegt, hat sicher inzwischen schwer dafür bezahlt.

Aber es paßte ausgezeichnet in meine Pläne. Endlich konnte ich zusätzliche Ausgaben zur Verstärkung des Abwasserstaudamms beantragen. Vor allem für die Stelle, an der der letzte Wasserdurchbruch geschah. Angst jagte mir vor allem der am Damm vorbeiführende Fluß ein. Er könnte die Wand zerfressen, das wäre ein Verhängnis. Deshalb ließ ich die Bulldozer den Bach nach rechts umleiten und das aus der Flussumlenkung gewonnene Erdmaterial zur Verstärkung des Staudamms einsetzen. Da ich kein Vertrauen zu den Bauarbeitern hatte, beaufsichtigte ich persönlich die Arbeiten.

Alles ging nach Wunsch, bis jener Windstoß kam. Eigenartiges Wetter! Plötzlich traten diese seltsamen schwarzen Wolken auf. Ich konnte nicht feststellen, ob es Regenwolken oder Rauchschwaden von den Erdölraffinerien und chemischen Betrieben waren, die man in Serbien zerbombt hatte. Ich hatte ein halbes Dutzend Lastwagen zusammen und schüttete zur Verstärkung des Damms für alle Fälle Abraum auf. Die Hälfte von ihnen hatte bereits seine Last abgekippt, als die ersten Tropfen zu fallen begannen. Sofort sprangen die Fahrer aus ihren Kabinen und suchten das Weite. Ich schrie ihnen hinterher:

„He, ihr Helden des Retsinaweines, des Fetakäses und des Souflakis, wohin rennt ihr? Seit wann läßt man die Brocken denn einfach so liegen?“

Ich bestieg kurz entschlossen die Lastwagen und begann den Abraum auszukippen. Die zwei ersten Kippversuche klappten einwandfrei. Ich war sogar richtig stolz auf mich. Es regnete, und der Boden wurde schnell glitschig, aber ich ließ nicht nach. Den dritten Wagen wollte ich genau dort auskippen, wo das letzte Mal die undichte Stelle aufgetreten war. Ich legte den Rückwärtsgang ein und steuerte genau den optimalen Punkt an. Ich drückte den Hebel, die Karosserie hob sich und langsam kippte die Last in den Klärteich. Plötzlich spürte ich, wie der Wagen samt dem Abraum in den Klärteich rutschte. Ich drehte das Lenkrad nach rechts, nach links. Nichts. Mit einem Plumps wurden wir, Ladung, Fahrzeug und ich, vom Brackwasser verschluckt.

6

Der Hirt hatte seine Schafe ins Tal getrieben und stand jetzt in ihrem Rücken.

„Du bist ja immer noch hier, Mädchen.“

„Ich genieße dein Flötenspiel. Spiel bitte weiter.“

„Den Gefallen kann ich dir gern tun. Ich muß nur die Tiere eben auf die andere Seite treiben“, sagte er und machte sich federleicht auf den Weg.

Wie ein Held bist du gegangen, sprach Karola mit fester innerer Stimme. Ich achte und bewundere dich. Hörst du meine endlose Dankbarkeit, die meine Seele erfüllt? Du gabst mir Flügel. Mit dir zusammen konnte ich die Schönheit der Liebe,

der Freiheit, des Reichtums erleben. Stets hielt mich deine starke Hand, so daß mir alles gelang. Deine Reife war mir Vorbild und überdeckte meine Schwächen. Ich hatte Glück, du aber wurdest vom Unglück heimgesucht. Aus der Einsamkeit wurdest du geboren, nun kehrst du in ihren Schoß zurück. Sie zog dich auf ihre Seite, wie unser Engelchen hattest du kein Glück. Und mir bleibt nur, auf diesem Stein zu sitzen und hadernd am Schicksals weiten Trauerstoff zu weben.

Welche Ironie des Schicksals! Der Krieg, den du bis zuletzt verteidigt hast, trägt nun auch deinen Namen in sein Buch.

Doch die Menschen dieser Gegend erinnern sich und erzählen Gutes über dich. Keiner habe sich wie du um seine Arbeit so gekümmert. Du habest neben ihnen übernachtet, durchnäßt wie sie in den Stollen und das Brot geteilt mit ihnen. Gekümmert habest du dich um sie, und sie erzählen, du habest mit deinem Körper den Abwässern gewehrt. Oh Gerd, warum nur, warum war uns das Glück verwehrt?

A R I S T I D I S

80

1

Nach neun Stunden am Steuer erreichte ich endlich mein Dorf.
Meine alte Kiste hat durchgehalten, sie ist nicht totzukriegen.

„Personalausweis!“ schrie ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat, das Maschinengewehr auf mich gerichtet, den Finger am Abzug.

„Christlich orthodox!“ scherzte ich.

„Dokumente! Personalausweis, Führerschein, Fahrzeugpapiere.“

Irgend etwas muß den Riesen gekränkt haben, denn er machte keinerlei Anstalten, das Gewehr abzusetzen.

„Irgendwo müssen sie sein ...“

Ich gab ihm die Plastikhülle mit den Papieren, nach denen er verlangt hatte und sprang vom Jeep.

„Fahrzeugnummer?“

„Siehst du sie nicht?“

Ich wurde langsam ungeduldig.

„Kennen Sie sie nicht?“ fragte der waffenstarrende Riese.

Ich nannte sie ihm, um ihn endlich loszuwerden.

„Wohin fahren Sie?“

„Sagen Sie mir lieber, warum Sie die Grenze abgesperrt haben“, antwortete ich. „Wollen Sie so die Flüchtlingsstrecke zurückhalten?“

„Herr, nachts herrscht hier Verkehrsverbot. Seit Jahren schon. Hier wird eine Goldgewinnungsanlage gebaut. Lesen Sie keine Zeitungen, sehen Sie nicht fern?“

„Das ist doch kalter Kaffee.“

„Wohin wollen Sie, Herr?“ fragte der Posten der Spezialeinheit MAT jetzt ruhiger.

„Ich wohne hier. Unten am Fluß steht mein Haus, von meinem Urgroßvater gebaut.“

„Fahren Sie durch!“

Ich sah, daß sich auf der rechten Straßenseite einige Wachsoldaten um ein angezündetes Holzfaß postiert hatten.

„Wollt ihr Chalva aus Pharsala?“ rief ich ihnen zu. „Jeder Bissen ein Fest ...“

„Geben Sie her!“

Ich hatte für Kostas, meinen Gärtner, zwei Schachteln gekauft, daß er sich vergnügt, der Trödelficker. Ich gab ihnen eine. Dann bog ich rechts zur Küste ab und schlug den Weg zu meinem Haus ein. Auf dem Dorfplatz hielt ich an. Totenstille. Keine Menschenseele auf der Straße. Ich warf einen Blick auf das kleine Rathaus. Nirgends Licht. Ich fuhr auf die andre Seite. Durch eine Glastür fiel ein schwacher Schein auf die Straße, und ein Hund hatte sich am Eingang der Länge nach hingestreckt.

Sicher wartet der Hund nicht grundlos dort, dachte ich mir. Sicher schlägt sich sein Besitzer drinnen den Bauch voll.

So war es auch. Die acht Bürgermeister der Region waren friedlich an einem langen Tisch vereint, aßen und tranken und unterhielten sich leise. Sie waren unrasiert und sahen müde

aus. Die Hälfte von ihnen kannte ich: Mitsos, der sich in letzter Zeit in der Öffentlichkeit hervorgetan hat und der inzwischen völlig ergraute Thodoros. Mit ihm hatte ich die Grundschule und das Gymnasium besucht. Thodoros war Klassenprimus gewesen und hatte die Aufnahme in die Medizinische Fakultät der Universität auf Anhieb geschafft. Mir war dagegen kein Erfolg beschieden und so ging ich nach Deutschland, um dort zu studieren. Seitdem haben wir uns aus den Augen verloren, obwohl wir als Kinder unzertrennlich waren. Wir lasen zusammen, fuhren mit den Booten fischen, nahmen an den Eselrennen teil und lockten ab und zu ein Mädchen zum Fluß.

„Bist du der Mitsos?“ fragte ich den langen dünnen Mann mittleren Alters, der aufgestanden war, um mich zu begrüßen.

„Und du der Aristidis?“

Seine Augen leuchteten.

„Genau.“

„Laß dich bewirten, Aristidis, komm. Das sind alles Bürgermeister des Strymonischen Golfes. Wir diskutieren über eine Strategie, um der neuen Situation entgegenzutreten.“

„Und wovor habt ihr Schiß?“

„Die Leute haben sich erhoben, alle Dörfer sind auf den Beinen“, sagte Mitsos mit schwerer Stimme. „Die Goldgesellschaft plazierte willkürlich das neue Werk neben dem archäologischen Gelände. Sie wollen Erdbohrer herschaffen, um den Untergrund zu untersuchen. Wir haben ihnen gesagt: nur über unsere Leichen.“

Ich wunderte mich über seinen ernsten Gesichtsausdruck. Sollte ich lachen oder nicht?

Thodoros half mir aus der Verlegenheit.

„Aristidis, die Hotels der Umgebung sind voll von MAT-Leu-

ten. Es sind schon zahlreiche Busse mit Polizisten und Soldaten eingetroffen. Das Gebiet ist ein einziger kochender Kessel.“

„Das hat auch sein Gutes, Thodoros. Das wird den Hotels Geld in die Kassen bringen. Und das wird euch allen guttun.“

Mitsos sah mich aus halbverkniffenen Augen an.

„Bist du nicht ein Freund des Ministerpräsidenten?“

„Haben die Ministerpräsidenten Freunde?“

„Ich weiß aber, daß ihr euch von früher her kennt. Ihr müßt zur gleichen Zeit in Deutschland studiert haben.“

„Das ist wahr.“

„Demnach hat dich der Ministerpräsident nach hier geschickt, um die Geister zu beruhigen.“

„Die Stute hat auf der Tenne geschissen. Als ob sich der Ministerpräsident mit eurer Goldgesellschaft befassen würde!“

„Aber es ist die größte Investition, die in den letzten dreißig Jahren durchgeführt wird.“

„Daß ich nicht lache! Und? Wird sie denn zu Ende geführt?“

„Warum bist du gekommen?“ fragt Thodoros.

„Ich will ein wenig bleiben, um zu Kräften zu kommen. Dann werde ich mit den Ärzten ohne Grenzen nach Kosovo gehen.“

„Was du nicht sagst!“ empörte sich Mitsos. „Du willst deine Heimat im Stich lassen, um dich mit den Kosovaren zu beschäftigen?“

„Dort werde ich gebraucht. Die Leute spielen nicht mit ihrem Penis, es findet ein Krieg statt.“

Mitsos warf den Bürgermeistern einen kurzen Blick zu, bevor er mich mißtrauisch anblinzelte.

„Soll das heißen, daß du deine Heimat den Klauen der internationalen Monopole überlassen und dich da oben zum Nutzen anderer umbringen lassen willst?“

„Als ob diese Gegend hier Wert auf meine Fresse legen würde!“

Ich lachte laut.

„Wir brauchen dich, Mensch! Wir stehen in Verhandlungen mit dem Konzern und der Regierung. Wir sind hier alles Leute aus dem Volk und haben nur beschränkten Einfluß. Deshalb brauchen wir bei den Verhandlungen jemanden mit Erfahrung, der in der Lage ist, denen, die sich vorgenommen haben, unsere schöne Heimat zu zerstören und sie zu einer Mondlandschaft zu verwandeln, Paroli zu bieten.“

Er war in Fahrt geraten.

„Wenn du so sprichst, Mitsos, müßtet ihr eigentlich bald Wahlen haben“, unterbrach ich ihn.

Die anderen sahen mich nachdenklich an.

„Im September“, antwortete Thodoros. „Aber wir brauchen dich wirklich, Aristidis. Du interessierst dich zwar für die öffentlichen Dinge, hast dich aber niemals um die Belange deiner Heimat gekümmert. Es ist Zeit, daß du auch einmal etwas für uns tust. Es sind wirklich schwere Zeiten, und unsere Kräfte reichen nicht aus.“

Ich sehe sie etwas unsicher an. In was wollen sie dich da verwickeln? frage ich mich. Und das ausgerechnet, bevor du dich noch nicht von deiner letzten Ohrfeige erholt hast! Nimm deine Beine unter den Arm und hau ab, bevor sie dich hier noch völlig einwickeln.

„Wollen wir das nicht für ein anderes Mal lassen? Ich bin seit dem Morgengrauen auf den Beinen und sitze neun Stunden hinterm Steuer. Die kommenden Tage werde ich auf dem Gut am Fluß sein. Ab und zu werde ich auch ein wenig tauchen. Ihr könnt kommen, wann ihr Lust habt, ich bin zu jedem Gespräch bereit.“

Mitsos hatte Blut geleckt und wollte sein Wild nicht aus den Augen verlieren.

„Aristidis, ist dein Vater nicht mit der *Citta di Genova* untergegangen, das die Engländer torpediert haben?“

„Man sagt es ...“

„Ein Leben lang bringen wir nur Opfer!“ sagte Mitsos, als wäre er über die Engländer empört.

Doch ich verabschiedete mich und fuhr zu meinem Haus, um erst mal auszuschlafen.

2

Ich schlug die Küstenstraße nach Pangäo ein. Die Meereskühele erfrischte mich. Und ich genoß das Seifenblasenspiel der am Sandufer zerplatzenden Wellen. Dumpf stöhnte das bleigraue Meer. Ich ließ den großen weißen Bogen der Bucht hinter mir und fuhr an den kleinen Küsten des Pentakto vorbei. Im Mondschein schillerten golden die Wasser des Strymonas, dieser gewaltigen Schlange, die sich im Grünen versteckt. Kaum verließ ich die Hauptstraße und fuhr bergab zum Meer, als ich schon mein Landgut erblickte. Die Öl-, Mandel- und Kirschbäume standen gepflegt in Reih und Glied, und weiter hinten, bis zum Sand reichend, erhob sich der Weinberg. Am oberen Rand, auf dem Hügel, das längliche Haus, das einer Mönchszelle glich, die vor drei Generationen mein Urgroßvater mit Baumeistern vom Heiligen Berg Athos gebaut hatte. Ich fuhr den mit Steinplatten belegten Weg zwischen den von Rosen dominierten Büschen hoch und hielt vor der Holzveranda an. Das Haus lag im Dunkel. Nur eine kleine Öllampe brannte an der linken Seite des Erdgeschosses.

Wahrscheinlich ist Kostas wieder unterwegs zu einer Witwe, dachte ich.

Das Erdgeschoß war ein wenig überladen mit Küche, Wohnzimmer und Kamin. An der Wand, gegenüber von der Eingangstür, hingen die Fotos der Großväter und der Großmütter und einige bemalte Teller. Ein Haufen kleiner Gegenstände, links und rechts Fotos und Erinnerungsstücke, alles sauber und gepflegt, zeigten ein bewohntes Haus ohne Bewohner. Rechts vom Kamin das Bild des Vaters mit der Offiziersmütze der Seestreitkräfte, und daneben, in gleicher Größe, das Foto der schwarzgekleideten Mutter.

Ich blieb vor den Großeltern stehen. Hier ist auch euer Ende. Die Münzen sind ausgegeben. Ich bin der Letzte, Nachfahren wird es nicht geben ...

Dann setzte ich mich unter dem Licht des Öllämpchens auf das Ledersofa. Irgend etwas muß ich falsch gemacht haben. Es gibt fast keinen Hafen, keine Stadt und kein Land, wo ich nicht gewesen bin. Ich habe Frauen aller Rassen geliebt, und am Ende bin ich allein geblieben. Ich schleiche im Dunkeln wie ein Gespenst herum und warte auf Kostas, daß er mir Gesellschaft leistet. Alle meine Vorfahren haben sich bemüht, haben gearbeitet, doch alle haben sie ein schlimmes Ende gefunden. Ein Fluch muß über diesem Haus liegen. Wer weiß, wie viele Menschen mein Urgroßvater ausgeplündert hat, um es zu bauen.

Ich lachte.

Die meisten von ihnen hatten wenigstens ein ehrenhaftes Ende. Mir aber steht nicht einmal das bevor. Hör sich das einer an, sie werfen mir vor, eine nationale Gefahr zu sein! Meine Generation hat soviel für die Heimat getan, wie ihr diese Gaunder gestohlen haben. Und was haben sie mir vorzuwerfen? Ich

habe ihren Nagetieren nicht gestattet, den halben Haushalt des Krankenhauses abzunagen, das ist wahr. Mit Abstand haben sie mich von allen Kandidaten als den Geeigneten für die Leitung des Krankenhauses ausgesucht, um mich hinterher mit dem Makel des nationalen Risikos abzulehnen. Und was tut der persönliche Freund und Ministerpräsident? Er zuckt nur die Schultern. Sicher bin ich dagegen, sagt er, aber was soll ich tun? Wenn sich die Dienststellen des Staates querlegen, kann ich nichts machen. Du kennst mich doch jetzt schon dreißig Jahre, willst du etwa von den Spionen erfahren, wer ich bin? Das hat nichts mit unserer gegenseitigen Zuneigung zu tun, sagt er. Aber du weißt doch: Ministerpräsident zu sein bedeutet, erster Diener des Volkes zu sein.

Es ist Scheiße, dich mit den öffentlichen Dingen zu befassen. Aber wenn du keine Kinder, keine Hunde, keine Katzen hast, für die du sorgen mußt, will der Tag einfach nicht vergehen. Die anderen aus meiner Generation waren alle schlauer als ich. Auch wenn ich zu den wenigen von ihnen gehöre, die studiert haben. Für sie alle war das wichtigste im Leben die Gründung einer Familie. Punkt und Schluß. Die Familie ist heilig, darüber gibt es nichts zu diskutieren. Ausgemachte Schürzenjäger waren die Altvordern, zogen durch die ganze Welt, begossen alle Apfelsinenbäume, aber wehe, wenn jemand die Herrin des Hauses anrührte. Den hätten sie zur Mittagszeit mitten auf dem Dorfplatz gelyncht. Sie alle haben brav zahlreiche Kinder und Enkelkinder in die Welt gesetzt. Und das alles, damit später der eine oder andere Enkel an ihrem Grab eine Kerze anzündet.

Ich aber bin der Letzte dieser Reihe. Weiter geht es nicht. Alles hier wird verkommen. Oder sollte ich etwa daraus eine

Wohlfahrtsanstalt machen, damit sich die Bürgermeister, diese dummkopfschenden Aasgeier, hinterher alles unter den Nagel reißen? *Arpa kolla greko maskara ...*

Warum habe ich eigentlich nicht eine Familie gegründet? Von den Frauen, die ich kennengelernt habe, hätte ich zwei von ihnen geheiratet. Sie wollten es auch. Oder besser gesagt, sie konnten sich ihr Leben nicht anders als Ehefrauen und Mütter vorstellen. Wir haben uns getroffen, ineinander verliebt, haben zusammen gelebt, aber eine Familie haben wir nicht gegründet. Irgend etwas paßte immer nicht. Es gab Beziehungen, die es verboten, tugendhafte Sitten, und die Bräuche haben wir in jedem Fall geachtet ...

Es hört sich unglaublich an, aber es ist wahr: Daß ich keine Familie gegründet habe, liegt nicht an mir. Entweder heiratete ich die falschen Frauen, oder die richtigen Frauen, die ich kennengelernt, waren bereits verheiratet. Wenn das kein Unglück ist.

Dabei kann ich mir durchaus vorstellen, daß ich ein guter Vater geworden wäre. Ich meine nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Ich würde die Babys perfekt wickeln, liebevoll ihr Köpfchen an meinem Schädel reiben, zu den Elternabenden rennen, ihnen die Hauptstädte Europas zeigen und sie bei ihren ersten Romanzen beraten. Wie glücklich wäre ich, wenn in diesen Wänden das Lachen und Weinen meiner Kinder nistete! Aber lassen wir die Träume. Ich will lieber schlafen gehen, um morgen ausgeruht mein Boot zu genießen.

Es gelang mir aber doch nicht. Immer wieder kamen mir die Bürgermeister in den Sinn. Was machst du jetzt mit diesen armen Schluckern? Willst du dich mit den Kleien vermischen? Dann fressen dich die Hühner. Gott kennt ihre Zwistigkeiten,

Intrigen und profanen Allianzen. Sie glauben doch nicht selbst an das, was sie tun. Ich möchte nicht wissen, wie viele von der Goldgesellschaft korrumpiert worden sind. Wie viel muß man wohl auf den Tisch blättern, um einen Bürgermeister zu kaufen? Was mag eine Wahlkampagne kosten? Zwei, fünf, zehn Millionen Drachmen? Ein Klacks für solch ein Unternehmen. Sicher werden sie auch eine Möglichkeit finden, ihm einen Wagen zuzuschieben oder auf einem geheimen Konto einige Dollars zu überweisen.

Aber nehmen wir an, sie alle sind, wie sie behaupten, echte Kämpfer. Wird es tatsächlich keine Einmischungen durch die örtlichen Abgeordneten und die Parteien geben? Die Regierungspartei wird doch sagen: Nutzt in eurer Region die Chance der größten Investition der vergangenen dreißig Jahre. Nur so kann ein entscheidender Beitrag zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit geleistet und die Infrastruktur verbessert werden. Unterstützt diese Investition, dann werdet ihr auch wiedergewählt.

Die Oppositionsparteien werden schreien: Ihr habt unser Land der Gier der Globalisierung ausgeliefert! Die Kapitalisten kassieren die Riesenprofite, und als Dank dafür läßt die Gesellschaft die Umweltverschmutzung zurück. Unsere Region wird dahinrotten, und dann ist es aus mit dem Tourismus, weil sich unsere antiken Fundstätten zu Müllplätzen verwandelt haben und die heiligen Werte unseres Volkes den Hunden zum Fraß vorgeworfen worden sind.

Und die Abgeordneten? Sie werden hinter den Wählern herrennen. Sind die Wähler für die Goldgewinnungsanlage, machen auch die Abgeordneten mit ihnen Front gegen die Bürgermeister. Demonstriert das Volk jedoch gegen die Goldgewinnungsanlage, stehen die Abgeordneten als erste neben dem Volk, und dann selbstverständlich gemeinsam mit den

Bürgermeistern. Ist das Volk allerdings in seiner Meinung gespalten, sind die Abgeordneten an einem Tag auf Seiten der Gegner und am nächsten auf Seiten der Befürworter.

Und wie entscheidest du dich in dieser Konfusion? Jetzt möchte ich sehen, Krebs, wie du durch die brennenden Kohlen läufst. Wirst du dich mit ihnen verständigen können? Wirst du sie zu einer klaren Entscheidungsgrundlage bewegen können?

Ich gebe zu, ich bin unvorbereitet. Manches übersteigt die Erfahrungen eines Mediziners, auch wenn er noch so viel herumgekommen ist. Vielleicht hat Mitsos ja auch recht: Was habe ich im Kosovo verloren? Was sucht der Fuchs auf dem Jahrmarkt? In Ordnung, ich bin Arzt. Aber zum Teufel, ich bin in dieser Gegend geboren, hier bin ich aufgewachsen, oder besser: diese Gegend hat mich groß gemacht. Demnach muß ich ihr zuerst dienen. Das ist sonnenklar. Ehrlich gesagt, es war nicht nötig, daß mir Mitsos solch einfache Dinge erklärt. Du gehst nicht aus humanitären Gründen nach Kosovo, weil du Arzt bist, um den Menschen in ihrem Schmerz beizustehen. Das weißt du. Was du vorhast, ist Flucht. Du willst das Land, das dich auf so gemeine Weise verletzt, verleumdet und abgestempelt hat, verlassen. Und da sagst du, mein Freund, *bye, bye to Greece*. Ein schöner Patriot bist du! Aber in diesem Haus darfst du so was nicht zu laut sagen: die Großväter an der Wand hören mit. Ich sehe, wie sie aus ihren Gräbern steigen, zum Hirtenstock greifen und dich jagen. Wessen Sproß bist du, du Lulatsch? fragen sie. Zwei Meter groß, aber rennst davon wie ein Hase! Haben dich die Trickser und Marodeure erschreckt? Schäm dich. Wir haben mit der Axt den Feind bekämpft. Wie anders, denkst du, konntest du in Freiheit aufwachsen? Haben dich etwa die Franken befreit? Weißt du, wie vielen von ihnen ich die Gurgel durchgeschnitten, wie viele wir ausgeraubt und ihre Häuser

angezündet haben? Das alles haben wir getan, damit du eines Tages frei bist. Du, der du mit den Frauen aller Hautfarben geschlafen, aber keinen Sohn gezeugt hast. Was soll das? Ausgerechnet jetzt abzuhauen! Weißt du, daß du uns damit ins Gesicht spuckst und unsere Generation verrätst?

Bei Gott, mit der ganzen Welt kann ich mich anlegen, aber nicht mit meinen Großvätern! Ich schlafe im Haus, das sie gebaut, lebe vom Landgut, das sie bepflanzt, und obendrein soll ich sie verraten? Nein.

3

Am nächsten Morgen wachte ich etwas zu früh auf. Kostas, dieser Schlingel, hatte einen Hühnerstall gebaut. Wie ist er bloß auf diese Idee gekommen? Im frühesten Morgengrauen begannen die Hähne bereits zu krähen. Dafür hat er mir aber auch ein gutes Frühstück hingestellt, das meine Wut verrauen ließ. Anschließend besichtigten wir gemeinsam das Gut. Ein guter Gärtner ist er ja, der Schweinehund, alles was recht ist. Wir stiegen auch in den Keller, und er zeigte mir die neuen Weine, ein guter Jahrgang, es hat nicht viel geregnet, ein reifer Wein. Auch der Tsipouro ist gut geworden. Zum Abschluß haben wir das Schlauchboot, ein Ding von siebeneinhalb Metern, ins Wasser gelassen. Kostas würde die Baumstämme kalken, und ich wollte das Meer durchpfügen. Am ersten Tag meiner Ankunft pflege ich immer entlang der ganzen Strymonischen Bucht zu fahren, und zwar von der westlichen Pangäoseite aus in Richtung Kavala, wobei ich keine Küste und keinen Sandstrand auslasse.

Als ich jetzt die vielen Neubauten sah, war ich verbittert.

Nachdem Thasos passierte, steuerte ich schnurstracks auf Athos zu. Meine 200-PS-Maschine fraß tüchtig Kraftstoff, aber was ist das bißchen Verschmutzung schon im Vergleich zu diesem Genuß?

Bevor ich mich mit gedrosseltem Motor entlang der seit vielen Jahren so vertrauten Strände wieder auf den Rückweg zu meiner geliebten Basis am Fluß machte, besuchte ich die Fundstätten von Stagira und Amphipolis.

Das war jeden Morgen meine erste Tour. Die tägliche Auffrischung meiner Bekanntschaft mit meinem Ort. Anschließend beschäftigte ich mich meistens unter Kostas' Anleitung mit dem Landgut.

Jedesmal, wenn ich das Haus betrat, überraschte mich der wilde Gesichtsausdruck meiner Großväter.

Am dritten Tag konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich stellte mich vor sie hin, küßte sie und sagte:

„In Ordnung, ich werde euch nicht verraten. Ich bleibe hier. Ich werde gemeinsam mit den Bürgermeistern das Land verteidigen. Natürlich werde ich gerupft aus dieser Sache rauskommen, aber das ist eine andere Geschichte.“

Die Gesichtszüge der Großväter beruhigten sich.

Ich rief die Bürgermeister an:

„Ihr habt mich kleingekriegt!“

„Bravo!“ schrie Mitsos. „Wir werden sie in die Flucht schlagen. Komm schnell rüber, damit ich dich einweihen kann.“

Er sprach stundenlang. Mein Kopf dröhnte wie eine Trommel. Mir imponierte aber, wie belesen auf technischem Gebiet

der Elende war. Sein Vorteil war natürlich, daß er vor seiner Pensionierung in der Goldgewinnungsanlage gearbeitet hatte und nicht nur jeden Stein, sondern auch alle Schliche kannte. Ich fand sogar Geschmack an den Investitionstechniken.

Mitsos verstand nicht viel von Ökonomie und Satzungen. Seltsamerweise war Thodoros darin ein As. In seiner Studentenzeit war er Anarchist, man rief ihn Anarcha, und selbstverständlich pflegte er keinen Umgang mit einem aufrechten Patrioten wie mich. Heute war er aber ein Mann mit Niveau, und ich bat ihn, einmal vorbeizukommen.

„Die Dinge sind verworren, Aristidis“, sagte Thodoros. „Aufgrund des niedrigen Goldpreises ist die Aktie der Gesellschaft gesunken. Woher soll also das Geld für die millionenschwere Investition kommen? Hinzu kommt, daß eine Menge Gangster dazwischenfunken. Sie verlangen zwanzig Prozent Provision für ihre angeblichen Vermittlungsbemühungen bei der Regierung. Ein Skandal ist das! Als das rauskam, haben wir uns auf der Weltbühne natürlich lächerlich gemacht.“

„Was für ein Interesse können die denn in der Regierung haben, um mit den Gaunern der Goldgesellschaft gemeinsame Sache zu machen?“

„Ich schätze, sie wollen die Stützungsgelder kassieren. Immerhin sind zwanzig bis dreißig Milliarden Drachmen im Gespräch, die der Staat zahlen will.“

„Warum schicken wir sie eigentlich nicht zum Teufel, Thodoros?“

„Ja, aber wer soll dann das ganze Alterz entsorgen, das die Umwelt verschmutzt? Und die Goldgesellschaft tut es wenigstens, indem sie es verarbeitet und verkauft.“

„Müssen wir uns denn erst von der Goldgesellschaft aussaugen lassen, um die Umwelt wieder in Ordnung zu bringen?“

„Die Beseitigung von Umweltschäden ist leider alles andere als gewinnträchtig, wogegen der Bau einer neuen Goldgewinnungsanlage mit seinem Technologietransfer natürlich große Begehrlichkeiten schafft.“

„Glaubst du, daß wir schlimme Folgen zu befürchten haben, wenn die Anlage gebaut wird?“

„Bestimmt! Zuerst wird es den Tourismus treffen. Die Leute, die hier ihren Badeurlaub machen wollen, werden wahrscheinlich nicht besonders scharf darauf sein, die ganze Zeit die Schlote der Goldgewinnungsanlage anzustarren, oder? Und wer will dann noch den offiziellen Beteuerungen glauben, daß das Meer nicht verschmutzt ist? Falsche Versprechungen kennen die Leute doch schon zur Genüge von der eigenen Politik. Aber auch der Kulturtourismus wird einen Rückschlag erfahren. Antike Säulen, Mauern und Tempel machen sich nun mal schlecht vor Klärteichen. Und für den Fischfang wird diese Entwicklung wahrscheinlich auch nicht gerade optimal sein. Was meinst du?“

„Und was soll aus den Menschen werden? Schließlich sind wir Ärzte, Thodoros.“

„Du hast doch sicher auch die Friedhöfe besucht, oder? Dann hast du sicher auch gesehen, in welchem Alter die Menschen in den letzten fünfzig, sechzig Jahren gestorben sind. Vielleicht sickert ja jetzt auch das Böse mit der Verschmutzung des Grundwasserspiegels durch.“

Eins wollte nicht in meinen Kopf: obwohl das nötige Geld für eine Lösung da war, nahmen die Probleme in diesem seit Jahrtausenden gesegneten Land, das meine Vorfahren mit ihrem Blut befreit haben, zu. Alle, die den Hellenen an die Gurgel wollten, sind hier vorbeigekommen. Ob Perser, Franken oder Ottomanen. Unzählige Kälber schwammen im Blut unserer

Väter. Befreiungskriege, Balkankriege, mazedonische Kämpfe, das alles nur in unserem Jahrhundert. Keine Generation, die nicht gekämpft und keine Mutter, die nicht Schwarz getragen hätte.

„Thodoros, was du sagst, ist unglaublich. Danach wären die Schmiergelder hier gang und gäbe. Hätte es mir jemand anderer gesagt, hätte ich es für eine Übertreibung gehalten. – Sag mir, wie können sie nur uns so was aufzwingen?“

„Wie? Ganz einfach: Ein Befehl von oben, und alle Hunde sind an der Leine! Glaubst du, es ist ein Zufall, daß die Sonder-einheiten der MAT so lange hier sind?“

Ich begann unruhig zu werden. Allmählich werden wir uns nicht einmal an den Trauben unseres Weinberges erfreuen können. Und wenn es so weiter ging, würde sogar noch unser Meer zum Teufel gehen. Oh heiliger Poseidon, was für eine Mißwirtschaft!

„Könnte man denn die Subventionen nicht sinnvoller ausgeben?“

„Sicher. Es gibt das sogenannte Mittelmeermodell. Ein Gieß-kannenmodell, das versucht, sowohl der Landwirtschaft als auch dem Fischfang sowie dem Tourismus und den antiken Fundstätten gerecht zu werden, und dabei verspricht, trotz ge-ringerer Subventionen mehr Arbeitsplätze zu schaffen und die Umweltbelastung zu senken.“

„Und warum geschieht das nicht?“

„Das hat vielleicht damit zu tun, daß wir von Athen weit weg sind und die Beteuerungen der Regierung nur Lippenbekennt-nisse waren. Wer will sich von denen denn schon im Gestrüpp regionaler Machtinteressen verfangen, wo es doch viel fetttere Fleischtöpfe gibt? Du wirst sehen, am Schluß werden nur wir beide übrig bleiben. Noch nicht mal dessen bin ich mir sicher.“

Die leeren Versprechungen und die Verleumdungen werden dich zerknirschen, und eines schönen Morgens wirst du dich davonmachen. Und dann werde nur ich zurückbleiben mit einem Pfahl im Arsch. Das ist die Wahrheit, Aristidis. Ich sag dir, unser Land ist nicht reif für eine demokratische Entwicklung.“

Spätestens jetzt hatte er mich wachgerüttelt.

„Schlag ein!“ Ich reichte ihm meine Hand. „Vielleicht bist du im Recht. Aber es lohnt der Versuch, wer durchhält.“

Er drückte mir die Hand.

„So lange wir durchhalten, kann nichts passieren! Aber laß dich nicht von den vollen Tavernen und Luxusautos täuschen. Nur der Minderheit geht es gut. In den Tavernen sitzen immer die Gleichen. Und in den Bars trinken auch immer nur die Gleichen ihren Whisky. Und die riesigen Schlitten fahren Händler, die mit allen Wassern gewaschen sind. Alle anderen machen schwere Zeiten durch. Nehmen wir als Beispiel nur das Gesundheitswesen. Wenn du krank wirst und keinen Akker hast, den du verkaufen kannst, bist du geliefert. Und was die Situation in den Schulen betrifft, fragst du mich am besten erst gar nicht. Weißt du, was ein Kind heute kostet, bis es das Lyzeum beendet hat? Millionen! Und echter Unterricht findet sowieso nicht mehr statt. Weißt du, was die Lehrer den Eltern sagen? Sie sollen ihre Kinder in den Privatunterricht schicken und sich dort auf die Prüfungen vorbereiten! Und die Privatschulen saugen die Eltern natürlich aus. Das geht so weit, daß die Leute teilweise sogar ihr Land verkaufen müssen. Aber das ist noch nicht das Ende der Fahnenstange. Du siehst, es ist eine verdammt schwierige Situation. Deshalb übernehmen wir eine große Verantwortung, Aristidis.“

Mitten in der Woche kam mir in den Sinn, den Strymonischen Golf zu durchqueren, um auf der kleinen Insel bei Stagira die archäologischen Funde zu besuchen. Plötzlich entdeckte ich steuerbord einen wundervollen Frauenkörper mit langen, nach hinten fallenden blonden Haaren im Wasser schwimmen, und ich dachte, daß es spätestens jetzt an der Zeit wäre, an Meeresjungfrauen zu glauben.

Ich drosselte den Motor, zog einen großen Kreis und brachte neben ihr das Boot zum Stehen. Sie lag bewegungslos im Wasser.

Ein steuerloser Gegenstand im Meer, dachte ich. Entsprechend den seerechtlichen Bestimmungen gehört er mir. Nur: wie kann ich ihr das klarmachen?

Als sich herausstellte, daß sie aus Hannover stammte, war ich baff: ich hatte in Hannover sechs Jahre lang studiert! Unversehens tauchten längst vergessene geglaubte Erinnerungen wieder auf, an den Maschsee, auf dem sie, wie sie sagte, oft gesegelt sei, oder ans *Café Europa*, wo sie wie ich häufig am Sonntagnachmittag hingegangen war und im Gegensatz zu mir Torte mit Schlagsahne aß. Ich bevorzugte gemischtes Eis.

Wir setzten uns in den Gartenpavillon, aßen Gebäck und tranken dazu kaltes Wasser und Sauerkirschart. Ich zeigte ihr mein Haus und wir plauderten über Gott und die Welt. Ich merkte sofort, daß sie mir ihre Identität verheimlichen wollte. Als ich sie fragte, wo sie wohne, antwortete sie, daß sie in einem kleinen Haus wohne und ihren Lebensunterhalt mit Deutschunterricht verdiene.

Eigentlich wäre meine „Verbannung“ gar nicht so übel mit einem so reizenden Geschöpf, dachte ich mir. Ich genoß es, wie beschwingt sie barfuß über das Grundstück lief. Als ich ihr meinen Weinkeller zeigte und ihr erklärte, welche Jahrgänge in

den letzten Jahren die besten seien, sah ich, wie sie die Fässer streichelte und ihre helle Freude an dem alten Werkzeug hatte, das schon Generationen vor mir benutzt worden war, um die Weintrauben zu treten und den Traubensaft zu gewinnen.

Besonders schienen sie aber die gezwirbelten Schnurrbärte und Habichtsaugen auf den Fotos meiner Großväter zu beeindrucken.

„Noch bis vor kurzem sprühte mein Großvater Funken“, sagte ich und zeigte auf das Foto links oben.

„Ja? Wann war denn das?“

„Als ich mit den Ärzten ohne Grenzen nach Kosovo gehen wollte.“

„Und jetzt sprüht er keine Funken mehr?“ fragte sie überrascht.

„Er hat sich inzwischen wieder beruhigt, weil ich mich entschlossen habe, hierzubleiben, um mit den Bürgermeistern die Rechte unserer Region zu verteidigen.“

Sie sah mich nachdenklich an.

„Vielleicht kann ich Ihnen dabei helfen. Wissen Sie, die Leute vertrauen mir, und immerhin bekleiden einige meiner Schüler wichtige Posten in der Goldgesellschaft.“

„Ja, vielleicht haben Sie recht!“ sagte ich

Sie strahlte.

„Haben Sie Lust, mit zum Kloster nach Pangäo zu kommen?“

Nun ist das Boot auf Grund gelaufen, dachte ich. Sie ist eine Heilige! „Warum nicht?“ antwortete ich unverbindlich und erklärte ihr, daß ich meiner Mutter versprechen mußte, zwei Jahre als Arzt in den Athosklöstern zu arbeiten, wenn mein Vater wieder lebend aus dem Krieg zurückkehrte, weil sie der Mutter Gottes dieses Gelübde gegeben habe, die ihren Garten

auf dem Heiligen Berg habe. Und obwohl er nicht zurückgekommen sei, hätte ich zu ihr gesagt, Gelöbnis ist Gelöbnis. Zu Pferde sei ich zu den Klöstern geritten, um in den Zellen und Einsiedeleien die Spritzen in die Gesäßfalten von Sündern und Heiligen zu jagen.

„Gefällt es Ihnen hier?“ fragte ich sie.

„Ich bin sehr glücklich. Abgesehen davon, daß mir bisher ein Kind verwehrt blieb, hat mich Gott mit allem gesegnet.“

„Heißt es nicht, daß Gottes Gnade unermeßlich ist? Sie werden sehen: kommt Zeit, kommt Rat.“

Es begann mein Höhenflug. Ich schwebte durch das Gut, streichelte die Bäume und wußte nicht, wohin mit meinem Glück. Schon der bloße Anblick des Weinbergs machte mich weinselig, und den ganzen Tag riß ich mit Kostas meine Witze. Karola besuchte mich jeden Morgen, bevor sie zu ihrem Unterricht ging.

Eines Tages sagte Kostas: „Doktor, ich werde ein Ziegenlamm am Spieß braten, und wir werden das Mädchen Tsifteteli tanzen lassen.“

Ich begann mich zu verändern. Selbst meine Zunge putzte ich, bevor ich etwas sagte.

„Das paßt aber nicht zu dir“, sagte sie, wenn ich in meinen piräischen Slang schlidderte, und sah mich streng an.

„Sieh einer an, du wirst mir noch Katechismusunterricht erteilen!“ frotzelte ich.

Witzigerweise lud uns kurz darauf der Bischof ein, um gemeinsam mit den Bürgermeistern zu beraten, wie die Streitigkeiten mit der Goldgesellschaft beigelegt werden könnten. Dabei ging er selbstverständlich davon aus, daß dies nur mit Gottes Hilfe und seiner Gnade gelänge, wobei ich allerdings

eher den Verdacht hatte, daß die Dinge der Wirtschaft nicht seine Baustelle waren.

4

Schließlich hat er uns reingelegt. Nicht Gott, sondern der Bischof. Als wir uns in der Bischofsresidenz versammelten, wir, das waren vier von der Goldgesellschaft – zwei Fremde, der Verwaltungsdirektor und ein Justitiar – und acht Bürgermeister mit mir als Pathologen für alles an der Spitze, ließ sich der Bischof nicht blicken.

Es kam der Archimandrit und bat in seinem Namen um Entschuldigung.

„Liebe Brüder, heute tagt außerplanmäßig die Ständige Heilige Synode der Kirche Griechenlands, und Ihre bischöfliche Gnaden mußten dringend nach Athen reisen. Seine Heiligkeit hat mir aufgetragen, uns als Brüder in Christi zu unterhalten, zu einigen, uns die Hände zu reichen und für einen Monat einen Waffenstillstand zu unterzeichnen. Das gäbe allen die Möglichkeit, die Punkte, die uns trennen, zu studieren und danach erneut darüber zu debattieren. Einen Monat des Friedens. Amen.“

Er redete wie ein Wasserfall und hatte Grütze im Kopf.

„Der zerschneidet ein Haar in hundert Stücke“, flüsterte ich Mitsos zu.

Dann begann der Archimandrit darüber zu salbadern, wie die Kirche die Natur sähe. Gott habe Himmel und Erde geschaffen. Und alles andere ... Das, was der Evangelist in der Apokalypse beschriebe, sei nichts anderes als das Menetekel einer ökologischen Katastrophe.

Bis dahin war ja noch alles ganz gut und schön, aber dann nahm er sich die antiken Geistesgrößen vor, und zwar alle der Reihe nach, von den Vorsokratikern bis zu den Nachsokratikern ... Die Natur sei ein Tempel der Götter, sagten jene. Jeder Verstoß gegen die Natur sei eine Beleidigung der Götter und rufe ihren Zorn hervor. Unsere Vorfahren hätten diese Dinge auf das strengste bestraft. Platon erwähne in *Timaios*, daß das Weltall sich in unseren Gefühlen widerspiegle und ein Wesen von jahrtausendealter Existenz sei, das mit dem Schöpfer kommuniziere. Deshalb appelliere er, sich auf einen vernünftigen Umgang mit der Umwelt zu besinnen.. Im *Phaidros*, fuhr er fort, spreche er über die Sorge um das Universum und aller Wesen, die es ausmachten. Diese Auffassungen bildeten auch heute noch die Grundlage für eine gültige Umweltmoral. Aristoteles unterstütze die Fortsetzung der Beziehung Mensch und Natur auf der einen und des Bürgers und Staates auf der anderen Seite. Die moralische Begründung der Ökologie setze nach Aristoteles politische Theorie und Praxis voraus. Zusammenfassend sei jedenfalls festzuhalten, daß die griechischen Philosophen die ersten Grundsätze der Ökologie auf wissenschaftlicher Basis festgelegt haben.

„Widersprech ihm ja nicht“, sagte ich zu Mitsos. „Sonst behält er uns das ganze Wochenende hier. Ich wollte heute Abend nämlich zum Fischen fahren.“

Schließlich ergriff der Verwaltungsdirektor das Wort. Zu meinem Erstaunen sprach er Deutsch. Plötzlich durchschlug mich wie ein Blitz die Erkenntnis: Diese Stimme kannte ich doch!

„Gerd!“

Der Himmel begann sich zu drehen. Er schaut mich an. Seine Stimme ist noch klar wie damals, als er sogar den Flöhen Hufeisen annagelte.

„Aristidis!“

Er erhob sich und streckte mir über den Tisch seine Hand entgegen.

„Laß die Pfoten!“ rutschte es mir heraus. „Komm, ich will dich küssen!“

Wir erhoben uns und umarmten uns mit Tränen in den Augen.

Die anderen blieben stumm wie die Fische.

Ich kehrte auf meinen Platz zurück und sagte zu Mitsos:

„Ich trete als Verhandlungspartner zurück! Gerd ist mein Bruder, es trennt uns nichts.“

„Nein, nein“, antwortete er, „es ist besser, wenn wir einen festen Verhandlungsdrat haben.“

„Wir sind alle Brüder, selbst wenn wir es nicht wissen!“ sagte der Archimandrit.

An alles andere kann ich mich nicht mehr so gut erinnern. Ich hörte, wie Gerd die Standpunkte seines Unternehmens darlegte, aber zugleich dachte ich an die Kissenschlachten, die Ballspiele, die Feiern und die Mädchenverführungen jener Jahre.

Dann hielt Mitsos das Hauptreferat und übergab schließlich das Wort an die Bürgermeister. Ich aber war mit meinen Gedanken ganz woanders ...

Am Ende zog der Archimandrit die gemeinsame Pressemitteilung aus der Aktentasche, wir gingen sie ein wenig durch, und anschließend gab er sie an seinen Sekretär weiter. Alle hatten es eilig. Vor allem die Bürgermeister, denn die Leute warteten auf sie, und schließlich wollten sie ihnen die friedliche Einigung bekanntgeben.

Ich steuerte sofort auf Gerd zu.

„Komm her, alter Freund! Laß uns auf mein Landgut fahren und unser Wiedersehen feiern!“

„Nein“, antwortete er auf Deutsch. „Laß uns zu mir fahren. Meine Frau wird sich um uns kümmern.“

Ich stimmte zu.

5

Gerd führte mich nach Pentakto. Wir stellten die Wagen an der Rückseite eines zwei Meter hohen Schuppens ab und betraten ein großes abfallendes Grundstück. Zwischen der Straße und dem Strand stand ein Palast. Ein großbürgerliches Haus im klassischen griechischen Stil, das von der Meeresseite sich mit einer mächtigen Front marmorner Säulen erhob. In der Mitte des Grundstücks erstreckte sich ein von einer riesigen Palme beschatteter parallelogramm förmiger Swimmingpool, unter der, auf einer Strohmatte liegend, völlig nackt, das Gesicht mit einem aufgeschlagenen Buch bedeckt, eine blonde Göttin lag.

Irgend etwas läuft schief, Aristidis, sagte ich mir.

Ich schnupperte wie ein Raubtier, das Wild aufnahm.

Die Göttin legte in aller Ruhe das Buch zur Seite und sah uns an.

Das ging zu weit. Ich stand wie angewurzelt da.

Die Göttin streckte ihre Beine aus und bedeckte mit dem Buch ihre Scham.

„Nein!“ entfuhr es ihr. „Das ist nicht möglich!“

Gerd war überrascht.

„Kennt ihr euch?“

„Was heißt hier *Kennt ihr euch?* Bruderherz? Ich habe sie aus dem Ozean gezogen, und jetzt reißt *du* sie dir unter den Nagel.“

Gerd sah mich erstaunt an. Als ich ihn aufklärte, bog er sich vor Lachen.

„Alles habe ich erwartet, Aristidis, aber nicht, daß ich dir die Trophäe stehle.“

Karola zog eine Jeanshose und ein Blüschen mit schmalen Trägern an und setzte sich zu uns auf die Veranda.

Ich erzählte Gerd alles, von unserer ersten Begegnung bis zu Karolas morgendlichen Besuchen auf dem Landgut und die Falle mit dem Tsifteteli, die ihr Kostas stellen wollte.

„In dir werde ich noch meine Meisterin finden“, sagte Gerd voller Stolz. „Jetzt weiß ich auch, woher das große Interesse der männlichen Bevölkerung für die deutsche Sprache kommt.“

„Selbst wenn es so wäre, was mir immerhin schmeichelt, dann haben sie wenigstens etwas gelernt“, antwortete sie lachend. „Aber sagt mal, wie ist denn die Sitzung gelaufen?“

„Wir haben einen Waffenstillstandsvertrag unterschrieben“, sagte Gerd.

„Tatsächlich? Interessant! Hat sich die große Männerrunde tatsächlich geeinigt? Oder habt ihr so viel Respekt vor dem Bischof gehabt?“ fragte sie und klimperte mich mit ihren Wimpern an.

„Wahrscheinlich war es eher umgekehrt“, antwortete ich, „denn der Bischof hat gekniffen und seinen Salbadermeister geschickt, einen Archimandrit, der uns mit den Naturbetrachtungen antiker Philosophen zugemüllt hat und bevor wir alle einschliefen, ein vorbereitetes Communiqué aus der Tasche zog, nach dem Motto *Es ist alles unklar, aber darüber sind wir uns einig*, und weil es so schön war, wurde es gleich an die Presse als Einigung weitergegeben. Es geht doch nichts über die Diplomatie des Heiligen Geistes.“

Gerd versuchte, Karola gegenüber ein gewissermaßen „offi-

zielles Statement“ abzugeben und jenseits meiner launigen Be trachtungen den seriösen Kontrapart abzugeben. Je weiter er sich jedoch vorwagte und ich ihn bat, mir dies und jenes deut licher zu erklären, wuchsen seine Schwierigkeiten. Er redete unaufhörlich und ließ zunehmend seine gewohnte gedankliche Klarheit vermissen, die ich seit unseren gemeinsamen Studen tentagen zu schätzen gelernt hatte.

„Warum redest du wie die Katze um den heißen Brei?“ fragte ich ihn schließlich. „Du hast doch früher immer frisch von der Leber weg gesprochen.“

Karola, der meine offene Art zu reden nicht gefiel, gab vor, Kaffee kochen zu wollen, und ging. Gerd sah mich ein wenig nachdenklich, vielleicht auch unzufrieden an.

„Aristidis, einige Dinge haben sich geändert. Wir sind schließlich keine Studenten mehr.“

„Mein Gott, was für ein Unheil!“ murmelte ich. „Ich finde nach dreißig Jahren meinen Freund wieder und kann ihn nicht verstehen.“

Er schien ein wenig verärgert zu sein, machte aber einen neuen Versuch, mir epigrammatisch die Vorteile aufzulisten, die das Engagement der Goldgesellschaft für die Region mit sich brächte.

Trotz meines guten Willens, ihm zuzuhören und ihn zu ver stehen, konnte er mich schließlich nicht überzeugen.

„Sag mir, alter Freund, warum baut ihr diese neue Anlage?“

„Das ist meine Arbeit, Aristidis, ich lebe davon. Und wie du siehst, nicht schlecht.“

„Wie weit mein Freund schon gesunken ist! Des schnöden Geldes wegen willst du eine ganze Region ruinieren? Komm doch auf meinen Weinberg, um mit mir die Rebstöcke zu schneiden. Oder laß uns zum Athos gehen und Mönche wer-

den und den Rosenkranz durch die Finger gleiten, egal ob Er uns da oben hört oder nicht. Aber schaden werden wir keinem. Begreifst du eigentlich, Gerd, was du tust? Hast du dafür studiert?“

Gerd wurde rot wie ein Pavianarsch. Er nahm mich am Arm und führte mich an den Rand des Gartens. Unter uns das Meer.

„Hör mal, Aristidis, was ich dir jetzt anvertraue, bleibt unter uns. Karola weiß nichts davon. Ich will sie nicht mit meinen Sorgen belasten. Sie würde es sowieso nicht verstehen. Sie ist eine reine Seele, ohne Hintergedanken.“

Und dann verriet er mir sein Geheimnis.

Als wir zur Veranda zurückkehrten, wo sich Karola kurz darauf wieder blicken ließ, fühlte ich mich verantwortlich für die gedrückte Stimmung, die seit dem Gespräch über die Goldgesellschaft herrschte. Wozu mußte ich mich auch ausgerechnet am ersten Tag nach unserem dreißigjährigen Wiedersehen mit meinem Freund anlegen?

Ich versuchte, das Thema zu wechseln.

„Eigentlich sollten wir uns schämen, Gerd. Anstatt Karola zu unterhalten, laufen wir mit langen Gesichtern herum. Laß uns das sofort ändern. Ich werde in Pangao in der Waldwirtschaft anrufen, daß sie uns ein Wildschwein braten. Die Wirtschaft liegt tausend Meter hoch, von dort aus können wir von niemandem gesehen werden. Laß uns essen, trinken, feiern und Sempekiko tanzen.“

„Einverstanden.“

„Ich natürlich auch“, lächelte Karola.

In der Waldwirtschaft trafen wir neben dem Wirt auch die Dorfautoritäten an, den Priester und den Lehrer mit ihren Frauen. Wir hatten auf das ergiebigste den Gaumenfreuden gefrönt und fühlten uns wieder mit himmlischen Kräften gesegnet. Auf Gerd's Bestellung legte ich einen Sempekiko aufs Parkett.

Plötzlich wurde Gerd über das Handy dringend in die Firma bestellt.

Er erhob sich mit unbewegter Miene.

„Laßt euch nicht stören“, sagte er und verließ den Raum.

Wenn sie ihn Mitternacht rufen, hat die Sache bestimmt einen Haken, dachte ich.

Karola und ich setzten das Fest bis zum Umfallen fort. Karola gab ihr Letztes. Von Tsifteteli bis Sempekiko tanzte sie alles.

Ich habe sie ins Auto getragen.

Was wir angestellt haben, sobald wir bei mir zu Hause ankommen, darüber will ich lieber schweigen. Der Kavalier genießt und schweigt.

Nach unserem Liebesabenteuer packten mich die Gewissensbisse. Was hatte ich meinem Freund Gerd nur angetan! Wie sollte ich ihm unter die Augen treten. Er hatte mir seine Frau anvertraut, und ich habe sie entehrt. Ich habe eine Freundschaft von dreißig Jahren verraten. Wie ein Wilder habe ich mich auf sie gestürzt und sie wie von Sinnen begehrte. Ich fühlte mich wie ein Schwein. Sollte ich jetzt etwa den Liebhaber spielen? Sollte es mich etwa tatsächlich erwischt haben? Sicher, sie ist eine sehr begehrenswerte Frau. Aber schließlich war ich kein geiler Bock, dem bei jedem Unterrock gleich das Geweih schwillt. Wie tief mußte ich gesunken sein. Das wenigste, was ich tun konnte, war, mich bei Gerd zu entschuldigen. Wie würde er

es aber aufnehmen? Würde er mit den Hörnern, die ich ihm aufgesetzt hatte, nicht Amok laufen? Als ob die Verwirrungen mit der Goldgesellschaft nicht schon ausreichten, mußte ich ihn obendrein noch beleidigen. Schon als Student habe ich ihm die Ohren vollgequatscht, daß Griechen ein ausgeprägtes Ehrgefühl haben und Freundschaft und Ehre unverhandelbare Werte sind. Man tötet und wird um ihretwillen getötet. Welche Niedertracht! Er wird sich alle Moraltexte meiner antiken Vorfahren an seinem Hintern abputzen.

Und wenn er sich von ihr trennt? Dann wäre ich die Ursache! Laß sie gehen, Aristidis, verschwinde vom Angesicht der Erde!

Die Schatten unter meinen Augen verrieten Karola, daß mich Schlangen umschnürten.

„Überlaß das mir“, sagte sie in ruhigem Ton.

Ich konnte mich nicht beruhigen.

„Wir müssen es Gerd sagen“, sagte ich, so ruhig ich konnte.
„Was geschehen ist, ist geschehen, aber meine Freunde verspottet ich nicht.“

Sie besaß eine unglaubliche Selbstbeherrschung.

„Beruhige dich, Aristidis. Er wird alles erfahren. Laß mich es ihm sagen. Es ist besser so.“

Schließlich beruhigte ich mich und war froh, daß nicht ich Gerd das Unerklärliche erklären mußte.

Das alles will ich vergessen. Denn selbst jetzt quälen mich die Gewissensbisse, und ich zwinge mich, an schönere Dinge zu denken.

Wie unbeschwert hatte jener Abend begonnen! Wie du weißt, Karola, stehe ich mit dem Bleistift und der Theorie nicht auf gutem Fuß. Ich messe Fieber rektal, horche Herzen ab, betaste Frauenbrüste nach Knoten, verschreibe Medizin und nähe wieder Fleisch zusammen. Das habe ich studiert. Aber ich habe in mir den Dämon. Ist er bei guter Laune, pfeift er, wenn unterwegs eine Falle auf mich lauert. Und bei Gott, nicht selten hat mich das gerettet.

An jenem schicksalhaften Abend trennten sich unsere Wege. Auch meine und Gerts Wege. Die großen Pläne, die wir vor hatten, sind zu Makulatur geworden. Wie sollte ich meinem Freund noch in die Augen schauen können?

Und dich hatte plötzlich die Erde verschluckt. Ich wußte, daß du leidest, und ich ahnte, daß du auch vorher schon unter dem Krieg im Kosovo gelitten hast, dem Krieg vor der Grenze, aber auch der Krieg vor der Haustür. Aber auch die Auseinandersetzungen mit der Goldgesellschaft haben dir zu schaffen gemacht, dieses Zerrissensein zwischen Verantwortung und Pflicht, die Verantwortung den Menschen gegenüber und dem Land, das dir zur zweiten, vielleicht zur eigentlichen Heimat geworden ist, und der Pflicht gegenüber deinem Ehemann, der nicht für seine Skrupel, sondern sein Renditekalkül bezahlt wird, den du deshalb plötzlich auch nicht mehr zu erreichen können glaubst und der dir plötzlich fremd erschien, so fremd, daß du Zuflucht bei mir suchtest. Du sahst, wie ernst ich meine neuen Aufgaben als Beschützer meiner Heimat nahm. Und du sahst, wie sehr Gerd mit seinen Plänen dem entgegenstand und wie sehr ich darunter litt.

Ich wollte es Gerd heimzahlen aber ohne Arg. Im Grunde

genommen liebte ich meinen Freund und liebe ihn noch. Ich werde mich mit ihm nach Art der Männer von Passalimani aussprechen und ihn ordentlich mit Yoghurt einschmieren.

Eines Tages erschütterte ein Erdbeben der Stärke drei auf der Richterskala den Völvisee. Ein Erdbeben, wie es alle paar Augenblicke in dieser Gegend vorkommt. Und plötzlich ging mir ein Licht auf.

Ich mußte eine Wahrsagerin finden, die ein vernichtendes Erdbeben im Strymonischen Golf voraussagte. Der drohende Riß im giftigen Abwasserstaumwall der Kläranlage, der den Golf in ein einziges todbringendes Meer verwandeln würde, würde die Leute schlagartig in Alarmstimmung versetzen, davon war ich überzeugt. Genau das wäre der Zeitpunkt, um sie zu einem gewaltigen Protest zu mobilisieren. Eine größere Schande würde es für einen Wissenschaftler wie Gerd nicht geben können, als einer aufgebrachten Volksmenge entgegenzutreten, deren Sturm der Entrüstung von den Weissagungen einer Frau entfacht worden war, die aus dem Kaffeesatz gelesen hatte. Und ihm würde nichts anderes übrig bleiben, als den Riß im Damm zu schließen.

Während ich in der Zeitung nach einer geeigneten Cassandra suchte, fiel mein Blick auf eine Annonce des Mediums „Pythia.“ Dort wurde großspurig behauptet, daß sie den Zauberbann der Gefühle lösen könne. Darüber hinaus könne sie auch voraussagen, von welchem Parteiführer in diesem Jahr der liebe Gott das Land erlösen würde.

Ich steckte ein Bündel Zehntausenddrachmenscheine in die Hosentasche und suchte ihre Wohnung auf, die mit ausgestopften Eulen, Kerzen und allerlei Kreuzen sowie unzähligen Muschelschalen übersät war. In ihrem zum Wartezimmer umfunktionierten Wohnraum wimmelte es von affektierten Frau-

en, die es scheinbar alle danach gelüstete, von dem Bannfluch ihrer Gefühle entbunden zu werden.

Ich schwamm wie die Fliege in der Milch.

Als ich an der Reihe war, sah ich ihre Fratze. Sie blickte kurz auf und fühlte sich ertappt. Als ob sie auf einen Knopf gedrückt hätte, begann sie ihren Text herunterzuleiern.

„Woher stammst du, Mütterchen?“ unterbrach ich sie.

„Aus Kavala.“

„Tu was für deine Heimat, und es soll nicht umsonst sein.“

Ich legte ihr die Zehntausenddrachmenscheine auf den Tisch.

„Ich finde, damit läßt sich schon mal eine ganz bestimmte Weissagung treffen“, sagte ich.

„Und welche?“ krächzte sie.

„Meine“, sagte ich, „nämlich daß im Gebiet des Volvisees und des Strymonischen Golfes ein vernichtendes Erdbeben in der Stärke von 7,4 auf der Richterskala bevorstehen wird. Aber mir wird man es nicht glauben, deshalb mußt du es weissagen. Doch erst in zwei Wochen. Und wir haben uns nie gesehen. Haben wir uns verstanden?“

„In Ordnung“, sagte sie.

Anschließend ging ich zu Mitsos und machte ihm den Hintern heiß.

„Hast du eigentlich schon mal darüber nachgedacht, was passiert, wenn zum Beispiel am Volvisee nicht wie jetzt ein Erdbeben in der Stärke von drei, sondern sieben auf der Richterskala ausbräche?“

Er sah mich entgeistert an.

„Totale Zerstörung!“ sagte er entsetzt. „Eine absolute Katastrophe!“

„Allerdings“, antwortete ich ihm. „Und ich habe mich plötz-

lich gefragt, was passieren würde, wenn der Abwasserstaudamm brechen würde.“

„Um Gottes willen, das wäre eine absolute Katastrophe!“

„Das habe ich mir auch gedacht. Und ich habe mir gedacht, besser einem unheilvollen Gedanken nachgeben und Vorsorgetreffen, als gedankenschnell vom Unheil erfaßt werden, wenn es schon zu spät ist. Oder meinst du nicht auch?“

„Sicher“, sagte Mitsos unsicher. „Aber worauf willst du hinaus?“

„Laß uns meine Besorgnis als Fingerzeig des Schicksals nehmen und trag den Verantwortlichen von der Goldgesellschaft auf, den Abwasserstaudamm als Good-will-Reaktion auf das aktuelle Erdbeben vom Volvisee hin zu verstärken. Das wird die Leute beruhigen und das Ansehen des Unternehmens verbessern.“

„Überlaß das mir, Aristidis!“

Er hatte also die Pille geschluckt, und ich freute mich über die Läuse, die ich meinem Freund Gerd in den Pelz gesetzt hatte.

Aber auch Mitsos hatte mir eine schöne Suppe eingebrockt. Ich hatte es gerochen, daß der Kerl hinterhältig ist und ich das, was er sagt, nicht für bare Münze nehmen würde. Aber ich habe mich nicht widersetzt.

Der Oberbürgermeister von Pergamon hatte uns inzwischen eine Gegeneinladung folgenden Inhalts geschickt.

Bürger und Mitbetroffene von der anderen Seite der Agäis, kommt, laßt uns debattieren und zusammenarbeiten, um un-

sere Erde und unser kulturelles Erbe vor der Willkür multinationaler Unternehmen und des Finanzkapitals zu schützen!

Leuchte mir, sonst rutsche ich aus! war meine erste Reaktion, als ich das las. Was sagst du jetzt deinen Leuten in Athen und was den Leuten hier? Und was zu den Großvätern, für die du jeden Abend so ehrfurchtsvoll das Öllämpchen angezündet hast?

Aber unter uns gesagt, Sefá, der Oberbürgermeister von Pergamon, hatte recht: Wir müssen uns vor der Willkür des Großkapitals schützen, sonst werden wir alle in unseren eigenen Abwässern versinken, ob ökologisch oder moralisch. Auch wenn wir unser Umweltbewußtsein noch so hochhalten, ja selbst wenn wir die Politiker und Militärs auszurotten suchten, sie würzten doch immer wieder nach und gäben Panzer und Flugzeuge in Auftrag, um auch für den nächsten Wahlkampf sich die Bestechungsgelder zu sichern. Und unsere Kinder laufen barfuß auf den Straßen.

Ich mußte innerlich lachen: Wir werden Partner von Pergamon und spielen Antiglobalisierung! Vielleicht springt dabei ja der Friedensnobelpreis heraus.

Mitsos roch, daß es angesichts der Provinzwahlen heikel wäre, aus der Provinz kritische Gespräche einzufädeln. Also kam er auf die glorreiche Idee, mir die Spielkarte zuzuschieben.

„Aristidis, du beherrschst doch Fremdsprachen, willst du nicht hinfahren und uns vertreten?“

Jetzt wirst du erfahren, wie viele Birnen im Sack sind, Aristidis, dachte ich. Aber ich überwand es rasch. Das macht nichts, sagte ich mir. Du bist doch keine taube Nuß, du wirst es schon schaffen.

Pergamon, die heilige Stätte des Hellenismus!

Als Student hatte ich das Glück, in der Berliner Museumsinsel den Pergamonaltar zu bewundern. Ein monumentales Werk. Eine Nachtigall im Käfig. Wo ist die Sonne von Ionia, daß sie dich golden färben kann? Wo die Brise der Ägäis, daß sie dich einsalbt?

Damals legte sich eine schwere Last auf meine Brust. Aber jetzt sagte ich mir, mein Gott, immer noch besser, daß er in Berlin eine zweite Heimat gefunden hat, als ausgerechnet in seiner Heimat der Profitgier zum Opfer zu fallen.

Jetzt führt der Oberbürgermeister von Pergamon seine eigene Schlacht gegen die Vergewaltiger der Natur und unseres Erbes. Er muß ein ganzer Kerl sein. Ich werde ihn anrufen.

Er sprach gut Englisch. Nach der Begrüßung fragte ich ihn, ob sich die Dinge inzwischen ein wenig beruhigt hätten.

„Jede Woche schlagen wir eine neue Schlacht“, antwortete er mit klarer und fester Stimme.

„Schlachten schlagen wir auch“, antwortete ich. „Nur warten wir noch auf die Ergebnisse.“

„Im letzten Monat erzwangen wir einen glänzenden Sieg. Das Oberste Gericht des Landes hat den Bau der Goldgewinnungsanlage verboten.“

„Herzlichen Glückwunsch! Ein großer Triumph!“ versuchte ich, seine Moral zu heben.

„Nicht so eilig, mein Lieber. Die Firma, die den Bauauftrag hat, versucht, mit Verwaltungsmaßnahmen den Gerichtsbeschuß für ungültig zu erklären.“

Als ob ein multinationales Unternehmen über einen Gerichtsbeschuß stolpern könnte! Aber es ist nicht meine Aufgabe, den Oberbürgermeister von Pergamon wieder auf die Erde zu bringen. Das sollen andere tun. Ich dagegen muß ihm Flügel verleihen.

„Oberbürgermeister, keiner kann den entschlossenen Bürger beugen!“

„Das wissen wir, und wir glauben daran!“ antwortete er in ruhigem Ton. „Gern würden wir aber auch Ihre Erfahrungen nützen und mit Ihnen nach gemeinsamen Lösungen suchen.“

„Oberbürgermeister, ich bin an Ihrer Seite! Das ist ein gemeinsamer Kampf. Wir kämpfen für die gleichen Ideale. Für unser Land und für unser kulturelles Erbe. Auch unser Feind ist der gleiche. Aber wir wollen am Telefon nicht mehr ver raten, da die Wände Ohren haben. Ich werde mich jedenfalls schnellstens um einen Termin bemühen.“

Seht mal, dieser Mensch lädt einen Griechen in sein Haus! Nur Gott weiß, welches Risiko er damit auf sich nimmt. Und wieviel er dafür bezahlen muß. Erstens wagt er es, sich einem militärischen Regime, also der Gewalt, zu widersetzen. Und zweitens lädt er den jahrhundertealten Feind in sein Haus ein. Wenn sie ihm nicht den Arsch versohlen, kann er von Glück reden. Und schlagen sie ihn nicht zusammen, so werden ihn die Wanzen sicher aktenkundig machen. Mich haben sie schließlich zur nationalen Gefahr gestempelt, weil ich den Ratten das Naschen versagt habe. Da werden sie ihn, der sich mit einem Griechen zusammentut, doch nicht schonen!

Besonders hat mich gerührt, was der Bürgermeister von Pergamon über unser kulturelles Erbe geschrieben hat. Ein großes Wort. Pergamon. Das letzte griechische Tor, das den Römern in die Hände gefallen ist. Und heute wird es von einem türkischen Oberbürgermeister verteidigt. Ist das nicht verrückt? Wer schließlich ist Pergamons Erbe? Der Türke, der tausend und mehr Jahre später diese Region erobert hat? Oder der Griech, dessen Sprache, Bildung und Kultur Pergamon repräsentieren? Oder hat sich etwa die Welt, haben sich die Zeiten

inzwischen so sehr gewandelt, daß Pergamon heute allen gehört und somit jenen, die es einmal gebaut haben, ebenso wie jenen, die es einst eroberten und heute verteidigen?

Ich beabsichtigte, sofort mit der Organisation des Gegenbesuchs zu beginnen, schließlich soll man das Eisen schmieden, solange es heiß ist, außerdem wollte ich verhindern, daß zwischen der Goldgesellschaft und den Spezialtruppen der MAT ein Partisanenkrieg ausbrach und der Besuch auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben würde.

Ich strengte meinen Geist an, um herauszufinden, von welcher Seite ich mich Pergamon nähern sollte. Ich, ein treuer Sohn eines heldenhaften griechischen Offiziers, hatte bisher niemals meinen Fuß auf türkischen Boden gesetzt. Im Geiste sah ich die Karte von Kleinasien vor mir. Vielleicht müßte ich über Mytilini oder Chios fahren. Mir fiel Alekos Geschichte ein, der im Krankenhaus mein juristischer Berater gewesen war. Auch er hatte Athen den Rücken gekehrt, um in seinem Heimatort sich politisch zu engagieren. Schließlich gelang es ihm, auf seiner Insel das höchste Amt eines Kreispräfekten einzunehmen. Er nahm Beziehungen zu Aivali auf, einer bis 1922 rein griechischen Stadt. Er restaurierte Kirchen, organisierte gemeinsame Feiern mit den Nachbarn und wurde dafür bei den folgenden Wahlen in grausamer Weise bestraft. Ein Anlaß, dachte ich, ihn für seinen bisherigen Kampf mit einem Besuch Pergamons zu belohnen. Ich rief ihn an.

„Bruderherz Alekos, hast du Lust, mit mir nach Pergamon zu fahren?“

„Sofort. Ich habe schon lange mein Vaterhaus nicht mehr gesehen.“

Er war begeistert. Ich stellte mir vor, wie Alekos vor Freude seinen schwarzen Schnurrbart zwirbelte. Ich wunderte mich aber auch ein wenig.

„Alekos, ich habe nicht gewußt, daß du hundert Jahre alt bist. Sind wir nicht gleichaltrig? Wieso hast du in Pergamon ein Vaterhaus?“

„Es gehörte meinem Vater. Er ist dort geboren. Seine Eltern haben ihn nach dem Bevölkerungsaustausch nach Mytilini gebracht. Das Haus, in dem er geboren wurde, ist noch in ausgezeichnetem Zustand. Ich besuche es bei jeder Gelegenheit.“

Ich erläuterte ihm die Gründe meiner Reise und sagte ihm, wie sehr mich der Oberbürgermeister von Pergamon beeindruckt habe.

„Ich kenne ihn gut“, sagte Alekos. „Er ist ein ganz besonderer Mensch und mein Freund. Wir haben zusammen einen Olivenbaum gepflanzt, der immer größer wird. Überlaß alles mir. Ich werde die Reise organisieren. Du wirst nach Mytilini kommen, und mit dem Schiff werden wir nach Aivali übersetzen. Das wird die Reise deines Lebens.“

Es war eine wirkliche Offenbarung. Zuerst zeigte er mir in Aivali das Haus, in dem die meisten Tränen vergossen wurden. Ein heute zerfallenes, stilvolles Kunstwerk, mit zerfressenen Säulen und Kapitälen und verfaulten Fensterläden und Holzgittern. An der Fassade hängt ein großes Plakat, auf dem *SATILIK steht – Zu verkaufen*. Damals war darin das Zollhaus untergebracht. Davor lag das Meer, wo nach der kleinasiatischen Katastrophe die Boote warteten, um die Flüchtlinge aufzunehmen und nach Griechenland zu bringen.

Tausende von Frauen, Kindern und alten Männer aus allen Gegenden Kleinasiens, wo sie herrschaftlich gelebt hatten, sind todmüde, hungrig und durstig an diesem Gebäude vorbeigezogen. Die Türken hatten sie ausgeplündert und ihnen alles

Gold gestohlen, was sie in den Falten ihrer Kleider und ihrer Unterwäsche versteckt hatten, als Bakschisch dafür, daß sie sie hinaus aufs Meer ließen. Man erlaubte ihnen lediglich vier Lira mitzunehmen. Und damit sollten sie das neue Leben im armen Griechenland beginnen. Und sie weinten trostlos, weil sie das Land der Väter zurückließen, ihre Städte und Dörfer verließen, ihr Hab und Gut.

Dann fuhr er mich zu seinem Vaterhaus in Pergamon. Zweistöckig, ockerfarben, die Fenster und Türen grün angestrichen. Wir blieben gegenüber einer in Marmor eingefaßten Quelle stehen, auf deren Marmorplatte der Besitz der Griechen verzeichnet war.

„In diesem Haus, Aristidis, wurde mein Vater geboren. Seine Mutter hat ihn gesäugt, als die Ausrottung der Griechen begann. Und sein Wunsch war, einmal nach hier zu kommen, um sein Haus zu sehen. Mit 66 überwand er schließlich seine Hemmungen und ging in Aivali an Land. Er kam nach Pergamon und begann durch die Gassen seines alten Viertels zu streifen, das er durch die tausendfachen Erzählungen seiner Mutter kannte. Er fand das Haus und erkannte es an dieser Quelle, an der wir jetzt stehen, setzte sich auf den kleinen Mauersims, und die Erinnerungen trieben ihm die Tränen in die Augen. Aus dem Haus kam ein alter Mann, setzte sich neben ihn und fragte:

„Kartasch, warum weinst du?“

Und er antwortete ihm: „Ich bin gekommen, die Miete zu kassieren für das Haus, aus dem du gekommen bist!“

Daraufhin umarmte der alte Mann meinen Vater und begann in der kretischen Mundart zu reden. Auch er habe, sagte er, seine geliebte Heimat verloren. Dann nahm er meinen Vater mit und ließ ihn zwei Stunden im Obergeschoß weilen. Sie sagten

ihm, wenn etwas von den kleinen Dingen ihn an etwas erinne-re, solle er es mitnehmen. Das war der Anfang einer sich über zehn Jahre erstreckenden Geschichte, denn von nun an reiste mein Vater jedes Jahr aus Mytilini hierher, um eine Woche in seinem Vaterhaus zu verbringen. Etwas Kaffee, ein wenig Ouzo und einige gesalzene Sardellen reichten schon, um die Men-schen die Freude der Gastfreundschaft spüren zu lassen. Um so ergreifender ist es, daß er ausgerechnet am Vorabend einer solchen Reise starb.“

An der Quelle traf der Oberbürgermeister auf uns. Ein wohl-beleibter, gutgelaunter Mann mit pechschwarzem Haar und Schnurrbart. Er umarmte Alekos, drückte mir kräftig die Hand und sagte mit einer melodischen Stimme:

„Dieser Platz hieß einmal *Platz der Schweine*, weil die Griechen hier die Wildschweine der Region versteigerten. Wir ha-ben ihn in *Platz der Völkerfreundschaft* umgetauft. In Pergamon lebten damals vier Nationalitäten in Frieden miteinander. Die Griechen, die Armenier, die Juden und die Türken. Als das griechische Expeditionskorps kam, suchten griechische und türkische Dorfältesten den Kommandanten auf und teil-ten ihm mit, daß sie friedlich miteinander leben wollten und baten ihn, die Soldaten nicht weiter als bis zu dem Punkt, von dem der Schrei der Hähne zu hören sei, vorrücken zu lassen. So wurde es gehalten. Als die Griechen sich zurückzogen und die türkischen Soldaten kamen, suchten die gleichen Stadtäl-testen den türkischen Befehlshaber auf und äußerten den glei-chen Wunsch. Und dieser versprach, kein türkisches Kriegs-pferd durch die Stadt zu lassen. Daher erlitt Pergamon keiner-lei Schaden. Bis die Katastrophe des Bevölkerungsaustausches kam. Auch für mich war es eine Katastrophe. Mein Großvater fiel, und in Polychnito auf Lesbos verloren wir unseren ganzen

Besitz. Dort steht noch mein Vaterhaus, und ich habe es im vergangenen Jahr besucht. Ich habe übrigens für heute Abend an dieser Stelle eine Versammlung einberufen, damit unsere Leute sich über euren Kampf zur Rettung eurer Region informieren und sich ein Bild von den Gefahren machen können, die die Goldgewinnungsanlage mit sich bringt.“

„Paß auf, Bürgermeister, daß deine vielen Freundschaften dir nicht den Sitz kosten. Ich habe es schon bezahlt!“

„Das Unheil ist schon geschehen, Alekos. Alle meine Gegner haben eine Front gebildet und auf ihre Fahne ‚die Vertreibung des Grecomarxisten‘ geschrieben.“

„Mich nannten sie ‚Türkensamen‘, da bist du besser dran“, spottete Alekos. „Aber die Restaurierung der Moschee in Mytilini schreitet doch offensichtlich voran.“

„Ja, Gott sei Dank. Wir wollen auch die Kirche der Hagia Triada wieder zum kulturellen Mittelpunkt machen. Im Moment ist sie eine Ölmühle.“

Wir gingen zum schönen Stadtpark gegenüber dem Rathaus, wo die beiden einen Olivenbaum gepflanzt hatten. Er hat jetzt die Größe eines ausgewachsenen Menschen und hat in diesem Jahr bereits die ersten Früchte getragen.

Umringt von zahlreichen Menschen, unter die sich die Kameralöute des Regionalfernsehens gemischt hatten, stellten sie sich unter den Baum.

„Dieser Baum symbolisiert den Frieden und den Reichtum, der dem Frieden folgt“, begann Alekos ernst. „Hoffen wir, daß auch der große Friedensbaum zwischen unseren Ländern Früchte tragen wird.“

„Ich hoffe, daß dieser Ölbaum“, erwiderte der Oberbürgermeister, „außer den Früchten, die er bereits getragen hat, den Völkern zu beiden Seiten der Ägäis die Möglichkeit gibt, den

Frieden und die Freundschaft zwischen ihnen auszubauen.“

Am Abend strömten die Einwohner zum Platz der Völkerfreundschaft. Sie waren alle etwas klein und mager, aber sympathisch. Zuerst informierte der Oberbürgermeister, daß das Oberste Gericht des Landes die Unterbrechung der Bauarbeiten an der Goldgewinnungsanlage beschlossen hat.

„Doch die Gesellschaft versucht mit Hilfe von Verwaltungsmaßnahmen, diesen Gerichtsbeschuß zu umgehen. Unser Kampf ist gerecht und wir werden siegen“, schloß er.

Dann übergab er mir das Wort. Aisse, eine hübsche Studentin, die nach Jasmin duftete und deren Rock über dem Knie endete, übersetzte. Ich berichtete von den Giftmülldeponien, die neben dem Geburtshaus von Aristoteles entstünden und über die von ausländischen Investoren eingeschleppte Verseuchung der Gewässer, die bedrohliche Krankheitsherde mit sich bringe, und das alles, um anonymen Aktionären eines multinationalen Unternehmens große Gewinne zu verschaffen. Natürlich verschwieg ich auch den Kleinkrieg mit den Einheiten der MAT nicht, die inzwischen unsere Region überflutet hatte, aber auch die Barrikadenkämpfe und die schwarzen Fahnen verschwieg ich nicht.

Die Augen der Menschen waren staunend auf mich geheftet. Aisses warme Stimme packte mich und hob mich in die Lüfte. Voller Begeisterung rief ich ihnen zu:

„Unsere Völker, das türkische und das griechische Volk, haben nichts zu teilen. Im Gegenteil! Uns einen die gleichen Probleme. Die Lösungen aber werden vom globalen Kapital und denen, die ihm dienen, verhindert. Das ist die Wahrheit. Die einzige Wahrheit. Die ganze Wahrheit.“

Der Platz erdröhnte vom Beifall. Der Oberbürgermeister, Alekos und Aisse waren stolz. Tränen der Ergriffenheit glitzer-

ten auf. Ein Alter kam auf mich zu und beglückwünschte mich auf Griechisch.

Ich fragte ihn: „Wo hast du Griechisch gelernt?“

„Meine Mutter hat es mir beigebracht. Sie war aus Rethymno.“

„Hast du auch deinen Kindern Griechisch beigebracht?“ wollte ich wissen.

„Tsame!“

Anschließend lud uns der Oberbürgermeister ein. Der Tisch füllte sich mit Gaben der Ionischen Erde. Wir gerieten in Höchstlaune. Der Tavernenwirt sang. Ich stand auf und legte ein Sempekiko aufs Parkett. Der Oberbürgermeister klatschte. Das alles hatte ich einzig und allein Mitsos Intrige zu verdanken. Und ich sagte mir, gelobt sei Mitsos, der mich reinlegen wollte. Statt dessen entdeckte ich eine neue Welt.

8

Erinnerst du dich noch an jenen Tag, als du zu mir kamst? Du wolltest mich überzeugen, die Erdbohrer zu zerstören. Sie sollten den Bau der Anlage unterbinden.

Sieh einer an, dachte ich, ausgerechnet eine Deutsche aus einem Land mit solch obrigkeitssbewußter Tradition drängt darauf, gegen die Gesetze zu verstößen. Du drängtest sogar auf Sabotage. Wer sah eine Nacht mit zwei Monden ...? Ich schwankte und fragte mich, hat sie vielleicht recht? Ist es etwa an der Zeit, daß auch Westler aufwachen? Oder ist Karola schon aufgewacht? Ob sie begriffen hat, daß man keinem Bastard sein Leben anvertrauen darf? Und wenn alles stimmt? Ich bin doch nicht ihr Vater, um sie daran zu hindern. Ich werde

ihr nicht die Freude nehmen, einmal im Leben ihre Grenzen zu sprengen und eine Helden zu werden.

Und wir haben tatsächlich die verdamten Erdbohrer in die Luft gejagt. Zum Glück haben sie uns dabei nicht erwischt und zusammengeschlagen. Die Rechnung haben freilich andere bezahlt. Aber sie tun mir nicht leid, das wäre überflüssiger Luxus.

Mir tat leid, daß ich Gerd gegenüber verpflichtet war und dir nicht die Wahrheit seines Geheimnisses verraten konnte. Das wäre auch ein Fehler gewesen. Denn dann hättest du erfahren, wie dumm deine Heldentat war.

Aber vor der Geschichte mit den Straßenschildern ziehe ich den Hut. Wir haben sie verdreht und die Truppen der NATO anstatt nach Kosovo in den Gemüsemarkt von Thessaloniki geleitet. Die Leute haben sie beschimpft und ihnen Tomaten und Zitronen in die Fresse geschleudert.

Die Idee zu diesem Streich stammte von meinem Mitschüler Lakis. Schon in der Grundschule war er ein verrückter Kerl. Aber einer mit Herz. Nichts konnte ihn abschrecken, und für seine Freunde brachte er sich um.

„Aristidis, wir werden sie lächerlich machen“, sagte er. „Die ganze Welt wird über sie lachen. Und die Quatschköpfe vom Fernsehen werden es überallhin ausstrahlen. Sie werden Gemüse in die Fresse bekommen, und die Leute werden sich vor Lachen biegen. Die Helden der NATO im Tomaten- und Zitronenhagel!“

„Jeder Panzer hat ein neun Meter langes Kanonenrohr. In was willst du uns da verwickeln, verrückter Kerl?“

„Als ob die Chorknaben tatsächlich abfeuern würden! Die

kennen doch nichts anderes, als auf ihren Kaugummis zu kauen und in der Gegend spazierenzufahren. Glaubst du, die hätten Lust, in Teufels Küche zu geraten, weil die NATO-Generäle beschlossen haben, ihre Waffenlager zu leeren?“

„Heb dich hinweg von mir, Satan“, murmelte ich. So etwas gefiel mir gar nicht. Schließlich hatte ich Verantwortung für die Region übernommen. Aber wie kam ich wieder von Lakis weg?

„Und wie soll das Ganze ablaufen, du verrückter Kerl?“

„Ich habe es gründlich studiert, die Sache ist ganz einfach. Die NATO-Truppen werden am Strand von Thessaloniki an Land gehen. Glaub ja nicht die Märchen der Politiker, daß sie angeblich keine Landegenehmigung erteilen würden, weil es die Verfassung nicht erlaubt. Wann hat sich die NATO schon um unsere Verfassung gekümmert! Zwanzig Kilometer außerhalb der Stadt befindet sich der Gemüsegroßmarkt. Wir werden die Schilder, die den Weg nach Skopje anzeigen, einfach vertauschen und die Wagenkolonne in den Gemüsegroßmarkt schicken. Sie werden sich einen Dreck darum kümmern, ob das der richtige Weg ist. ‚Wir sind den Schildern gefolgt!‘ werden sie ihrem Hauptquartier melden.“

Lakis' Verrücktheit packte schließlich auch mich. Trotzdem kam mir die Geschichte nicht geheuer vor, weil sie zu viele Risiken barg.

„Und wenn uns ausgerechnet in dem Moment, wo wir die Schilder verdrehen, irgendein Spanner erwischts?“ fragte ich ihn.

„Als ob sich jemand in diesem Land darum kümmern würde, wer die Verkehrsschilder umdreht! Und wenn sie uns trotzdem erwischen, werden wir uns schon aus der Affäre ziehen. Ich habe schließlich Parteiverbindungen.“

Das konnte mich nicht überzeugen.

„Dein Plan hinkt, Lakis.“

„Ich weiß. Wir brauchen eine geile Puppe, die weiter unten steht und die Bullen ablenkt.“

„Dein Notizbuch ist sicher voll mit geilen Telefonnummern.“

„Das schon, aber ich habe kein Vertrauen zu ihnen. Sie können nicht den Mund halten.“

Mir kam eine Idee.

„Und warum fragen wir nicht Karola? Sobald die Staatshüter sie sehen, werden sie Schieläugen kriegen. Sie werden ihr Vergnügen haben, und wir werden in aller Ruhe unsere Arbeit tun.“

Damals war ich überzeugt, daß du, eine Deutsche und gottesfürchtig, uns zum Teufel schicken würdest. Und ich wäre endlich die Versuchung los, denn allmählich begann seine Idee mich einzunehmen. Aber welch ein Wunder! Du stimmtest zu!

„Das geschieht ihnen recht“, riefst du aus. „Schließlich haben sie alle Werte lächerlich gemacht. Also ist es nicht mehr als recht und billig, wenn wir sie ebenfalls lächerlich machen.“

Plötzlich ging mir ein Licht auf, und ich schwor mir: Schlag sie, diese Schweinehunde, wo immer du kannst!

Und dann verdrehten wir in aller Ruhe die Wegweiser.

„Wo hast du dieses Prachtstück her, Aristidis?“ wollte Lakis wissen. „Sie erweckt glatt Tote zum Leben.“

„Mach schnell, du verrückter Kerl, willst du, daß sie uns erwischen?“ schimpfte ich.

Schließlich aber schafften wir es. Und an jenem Morgen, als die Generäle in den Gemüsemarkt fuhren, lachte selbst das buntgescheckte Ziegenlamm. Die Leute bogen sich vor Lachen. Und die Fernsehsender zögerten nicht, die Ereignisse süffisant

in aller Breite auszustrahlen. Ich hätte nie gedacht, daß es uns gelingen würde, die NATO-Generäle mit ihrer exorbitanten Logistik hinters Licht zu führen. Hätte ich gewußt, wie leicht das alles ging, hätte ich glatt versucht, die Koordinaten ihrer Ziele so zu verändern, daß die NATO-Flugzeuge ihren eigenen Standort in Brüssel und ihr Hauptquartier in Neapel bombardiert hätten.

Dies alles erzähle ich nur des weiteren Verlaufs der Dinge wegen. Kehren wir zu unseren Angelegenheiten zurück. Ich will mich nicht wichtig machen. Es kann sein, daß ich dich zum Spaß, um die armen Erdbohrer zu zerstören, ein wenig geneckt habe.

Natürlich fühlte ich mich wie du nicht wohl in meiner Haut, als die Polizei, nachdem wir die Erdbohrer zerstört hatten, die Bürgermeister im Pyjama festnahm und ins Gefängnis von Thessaloniki einsperzte.

Sollte ich ein Geständnis ablegen, um die Bürgermeister zu befreien und dich gefährden, weil sie jeden aus meinem näheren Umfeld gnadenlos unter die Lupe nehmen würden, um aller Hintermänner habhaft zu werden?

Auch wenn sie nicht mit einer „Hinterfrau“ rechnen würden, irgendwann müßten sie zwangsläufig auf dich stoßen. Und jede meiner Bewegungen würde das Netz noch enger ziehen.

Und während meine Skrupel mich zu verzehren drohten, ließen sie die Bürgermeister frei.

Ich eilte Mitsos entgegen, um ihn um Entschuldigung zu bitten.

„Bruderherz, ihr seid umsonst in den Knast gewandert. Die Anlage wird niemals vollendet.“

„Sei still, Aristidis, daß uns die Leute nicht hören!“ wies mich Mitsos zurecht. „Wenn sie dahinterkommen, haben wir die Wahlen verloren.“

Also kannte auch Mitsos das Geheimnis! So lange hat er also mit mir sein Spielchen getrieben! Mit mir, dem Aristidis der Häfen und der Meere! Und ich Dummkopf habe geglaubt, ich könnte etwas für meine Region tun, sie vor der Gier der multi-nationalen Konzerne und der Gleichgültigkeit der Regierung schützen. Armer Aristidis!

Als wir beide von den Barrikaden zurückfuhren, habe ich dir die Wahrheit gesagt, Karola, denn ich fühlte mich nicht mehr gebunden.

„Nein“, sagtest du, „es ist ein Trick, um dich abzulenken.“

Und dann erläuterte ich dir die Logik der Sache:

„Alles, Karola, ist ein Spiel. Die Goldgesellschaft gibt bekannt, daß große Goldvorkommen entdeckt worden sind. Danach klettern ihre Aktien hoch und einige machen ihren Reibach. Dann treten unsere Bürgermeister auf und behindern die Pläne der Gesellschaft. Obwohl, wie es scheint, sie die Absicht hat, die Anlage zu bauen, kann sie den Bau nicht vollenden. Schließlich greift unsere Regierung ein, die alles tut, um im Ausland den Eindruck zu erwecken, sie unterstütze die Investoren, und schickt die Sonderkommandos der MAT, um die Bürgermeister an ihrer Vereitelungstaktik zu hindern. Und so sind alle zufrieden! Die Bürgermeister werden zu Helden und gewinnen die Wahlen, die Aktien der Gesellschaft gehen in die Höhe, und der Staat schickt die MAT und spielt vor seinen ausländischen Herren den guten Jungen. Nur: die Dummen bei dieser Geschichte sind wir.“

Mein Gott, wie wütend du geworden bist, Karola!

„So ist das also“, fauchtest du. „Die angeblich heldenhaften

Bürgermeister, die angeblich verhindern wollen, daß die Goldgewinnungsanlage gebaut wird, weil sie die Region angeblich mit einem hohen Schadstoffanteil belastet, werden angeblich von der MAT der Regierung eingeschüchtert, um die Investoren angeblich in Sicherheit zu wiegen, damit sie die Aktien der Gesellschaft kaufen, die angeblich große Gewinne erwirtschaften wird. Und das alles ist unangeblich ein gut ausgeklügeltes Spiel!“

„Genau so ist es, Karola“, sagte ich. „Alles ergibt keinen Sinn. Alles ist ein einziges Angeblich, eine schillernde Seifenblase des globalen Profits.“

„Aber die Sache hat noch ein Nachspiel“, fügstest du an. „Es gibt noch den angeblich schmutzigen Krieg, den die angeblich demokratischen Völker führen, um die angeblichen Menschenrechte zu verteidigen. Dabei zerstören sie ein Volk und ein Land, um es angeblich zu befreien. Oh, Aristidis, wir leben in der Epoche der Angeblichkeit!“

9

„*Finito la musica*“, sagte ich, „*passata la fiesta*.“ Ich lasse mich nicht mehr zum Besten halten. Alles ist reine Enttäuschung. Keine Utopien. Nirgends. Da kommst du und kehrst das Unterste zuoberst!

„Du wirst Vater!“

Die Großeltern an der Wand begannen einen Syrtos zu tanzen.

Was machen wir jetzt, fragte ich mich? Was für ein Kind wird da geboren, in welcher Familie wird es aufwachsen, welchen Namen wird es tragen, und welcher Vater wird für es sorgen? Ein Kind, das sehnlichst zwei Freunde beanspruchen.

Wieder war ich verstrickt. Diesmal mit mir selbst. Und mit meiner Ehre. Für wen würde sich Karola entscheiden? Sie hatte doch eine Familie. Schließlich bin ich derjenige, der rücksichtslos in ihre Familie eingedrungen ist. Deshalb muß ich auch schnell wieder verschwinden. Zumindest bis sich Karola entschieden hat. Gesellschaftliche Verpflichtungen, Vaterlandslieben und ähnliches sind jetzt nicht am Platze. Ich trage die alleinige Verantwortung.

Eins steht für mich jedenfalls fest: Ich werde Gerd niemals das Kind wegnehmen, das in seiner Familie geboren wird und von dem ich weiß, daß es heißersehnt ist.

Wie würde Karola sich entscheiden?

Ich quälte mich die ganze Nacht. Die Idee, ein Kind zu haben und Karola dazu, dieser so nahe und doch unerreichbar erscheinende Traum, mit ihr dieses irdische Paradies an der Strymonischen Bucht zu teilen, war zu schön, um wahr zu sein. Noch nie haben die Götter dem Menschen so viel Glück zuteil werden lassen. Unser Segen wäre ein Fluch für Gerd! Das Übel hat sich verdreifacht! Karola ist die dritte Frau, mit der ich eine Familie gründen könnte. Aber es geht nicht. Demnach hat sich der Kreis geschlossen, alle Wege sind für dich versperrt, Aristidis! Für mich gibt es nur noch den Pfad der Flucht.

Es war keinesfalls ein leichter Entschluß. Aber der einzige zweckmäßige. Zum Glück war Kostas nicht da, denn in einem solchen Augenblick hätte ich ihn nicht gern um mich gehabt.

Im Morgengrauen, als am Horizont neben der Insel Thasos jenes zauberhafte goldgelbe Licht auftauchte, erhellten sich auch meine Gedanken: Du räumst deinem Sprößling deinen Platz!

Ich ging nach Hause, um mich von den Großeltern zu verabschieden.

„Ich reise ab. Das Leben aber wird fortgesetzt. Ich werde Kinder haben, und sie werden von eurem Keim sein. Ich bin ein wenig vom Weg abgekommen. Vielleicht hatte ich auch ein wenig Pech. Ihr aber habt Glück, denn euer Leben setzt sich fort.“

Ich war besorgt, ob meine Worte ihre Gesichter versüßten. Nichts. Sie sahen mich weiterhin streng und tadelnd an. Da nahm ich das Foto des Urgroßvaters, des einzigen, der nicht im Meer ertrunken war, und stellte es neben Vaters Porträt neben dem Öllämpchen. Ich setzte mich aufs Sofa und trank ein Gläschen Tsipouro. Als ich locker zu werden begann, sah ich wie der Großvater den Bilderrahmen verließ und sich mir gegenüber setzte.

„Du nimmst ja wieder Reißaus!“ sagte er streng

„Dieses Mal aber tu ich es für mein Kind.“

„Was ist das für ein Kind, wenn du es im Stich läßt?“

„Ich verlasse es nicht, ich werde immer an seiner Seite sein. Ich werde ununterbrochen an mein Kind denken. Aber ich muß fortgehen, um den Menschen, die ich liebe, nicht weh zu tun.“

„Und wer soll für das Kind sorgen?“

„Es befindet sich in den besten Händen. Seit Jahren haben sie es erwartet.“

„Bist du ein Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt?“

„Das hier ist das Nest unseres Kindes. Du hast es gebaut. Ich werde es in Ordnung halten. Und du gibst auf das Kind acht. Geh nachts mit dem Krückstock auf den Hof und paß auf, daß ihm nichts Böses zustößt. Denn es ist ein Kind der Liebe. Von deinem Keim. Und von einer Mutter, die deines Geschlechts würdig ist!“

„Ist sie schön?!“

„Schön und gut! So eine Tochter haben deine Augen noch nicht gesehen.“

Der Gesichtsausdruck des alten Mannes milderte sich. Er lächelte.

„Komm aber schnell wieder her. Ich bin alt geworden, ich kann nicht mehr. Meine Tage sind gezählt.“

„Es wird nicht mehr lange dauern. Wir werden alle bei seinem ersten Weinen anwesend sein.“

„In Ordnung. Ich gebe dir meinen Segen!“ sagte der Großvater und trat wieder in den Rahmen zurück.

Alles andere war ziemlich einfach. Ich ging zum Notar und setzte für alle Fälle mein Testament auf. Wenn mich der Schicksalsschlag trifft, sollen Karola und das Kind das Landgut und alles, was ich noch besitze, zugesprochen werden.

Mir hatte ein blöder Traum Angst eingejagt. Ich sah, wie eine Bombe das Krankenhaus traf, in dem ich arbeitete. Ich war unter den Toten. Ich erschrak vor dem, was mich dort erwartete, wohin ich ging. Aber ich mußte es tun. Ich mußte auf meiner Höhe bleiben.

„Mein süßer Aristidis!“ flüsterte Karola. „Vom ersten Tag unserer Begegnung erfülltest du mich mit Liebe und Glück. Ich bin froh, dich getroffen zu haben. Du warst eine Quelle, mein Guter, aus der Leben floß. Ich wusch mich mit ihrem Wasser und wurde wieder zum Kind, zum Mädchen, zum freien Wesen, und flog in die Lüfte des Lachens, der Freude, der Liebe und der Verrücktheit. In dem Augenblick, da meine Seele auszutrocknen begann, stürmtest du in mein Leben. Die Sehnsucht und die Lust, mich mit dir zu vereinigen, hat mich fruchtbar gemacht. Ich fühlte mich wie eine kleine Göttin, Schöpferin eines winzigen Lebewesens, das dir die Glückstränen in die Augen trieb und das Lächeln der Großväter zurückbrachte.“

Aber wie sollten meine Schultern die Großartigkeit deines Wegganges tragen? Einer unserem Kind geopferten Flucht! Wie gern, Aristidis, würde ich mit dir in einer anderen Welt leben. In einer freieren, menschlicheren. In der das Notwendige und Wahre als gerecht und annehmbar angesehen werden. Denn unser Kind war ein Keim der Liebe. Nichts war daran falsch. Und ich hätte ihm beigebracht, das Leben zu lieben, die Wahrheit und die Schönheit.

Wie soll ich jetzt das Unerklärliche erklären? Wie soll ich es dir verständlich machen?

Kosovo hat die Frucht unserer Liebe genommen. Das beste Stück deines und meines Ichs wurde zerstört. Das süßeste, das beste, das schönste Baby, das die Liebe jemals geschaffen hat.

Und ich sitze auf dem Stein des Orpheus und klage, wie alle Mütter es im Krieg tun. Denn jetzt bin ich die ferne gebeugte Mutter am irdenen Bettchen meines Kindes. Des „gerechten“ Krieges ungerechtes Überbleibsel. Wieso habe ich es nicht gewußt? Tausendmal habe ich mich gesehen.

Alle kämpfen sie für das Recht, und alle sind im Unrecht. Ihre Bomben haben das Leben, die Natur, die Infrastruktur zum Ziel. In den Ruinen, die sie hinterlassen, ist das Krähen der Hähne verstummt.

Das alles wirst du aber jetzt nicht hören. Ich habe keinen Mund, um zu dir zu sprechen, keine Stimme, um es dir zu sagen. Bald werde ich an deine Seite kommen und dir beistehen, den unglücklichen Kinderchen zu helfen, die ihren Vater und ihre Mutter verloren haben. Sie werden mehr Glück haben als das unsere, da du und ich für sie sorgen werden.

Und ich werde dir aus der Nähe erzählen, wie unser Kind verlorenging. Chromatosomanomalien hat es Minas, dein Freund und mein Gynäkologe, genannt.

Das alles habe ich deinen finster dreinblickenden Großeltern erzählt. Ich war bei ihnen, um mich von ihnen zu verabschieden. Ich habe sie geküßt und ihnen versprochen, dich zu finden. Und wenn der Krieg vorbei sein wird und wir gemeinsam heimkehren, werden wir dafür sorgen, daß das Lächeln auf ihren Lippen wieder erwacht.“

Karola erhob sich vom Felsen.

„Meine Glieder sind eingeschlafen ...“

Sie wandte den Blick zum Himmel, der voller Sterne war.

„Ich bin die ganze Nacht wach geblieben“, flüsterte sie. „Aber es hat die Mühe gelohnt.“

Sie ging zu ihrem Auto, startete und öffnete das Fenster.

Ein Lüftchen erfrischte ihr Gesicht, während sie den Orphischen Berg hinabfuhr ...

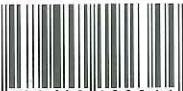
Karola verliebt sich auf Sylt in Gerd, Direktor einer Goldgrube in Nordgriechenland.

Gemeinsam versuchen sie dort ihren Lebenstraum zu verwirklichen.

Karola nähert sich immer mehr der örtlichen Bevölkerung und identifiziert sich mit deren Wertvorstellungen, Gerd dagegen entfernt sich immer mehr, sogar von seinem erdverbundenem Freund, dem Arzt Aristidis. Die Konflikte nicht nur im beruflichen Bereich, sondern auch im persönlichen, reifen Karola, Gerd und Aristidis zu tragischen Figuren.

Kinderwunsch, Gerd's Tätigkeit und die örtliche Bevölkerung erzwingen Entscheidungen, die die unterschiedliche Sichtweise und Einstellung zu Wertvorstellungen von erfülltem Leben, Geld und Natur aufzeigen.

ISBN: 978-960-219-234-4



9 789602 192344